



# Sezession

## Gewalt

Autorenporträt  
Georges Sorel

Jack Donovan  
Violence is golden

Marc Jongen  
Migrationsstreß

Martin Sellner  
Gewaltloser Widerstand

Nils Wegner  
Gewaltmonopol

76

Februar 2017  
11 EURO  
ISSN 1611-5910  
[www.sezession.de](http://www.sezession.de)

## Sezession

Herausgegeben vom  
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang  
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,  
Götz Kubitschek (verantwortlich)  
und Erik Lehnert.

15. Jahrgang, Heft 76,  
Februar 2017

*Sezession* erscheint im Februar, April,  
Juni, August, Oktober und Dezember.  
Der Preis für das Einzelheft beträgt  
11 € zzgl. Versandkosten.

Wer *Sezession* für mehr als lesenswert  
hält, kann ein Förderabonnement  
(75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das nor-  
male Jahresabonnement (sechs Hefte)  
kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge Leser  
in Ausbildung), jeweils inkl. Versand.  
Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich  
10 € Porto im Jahr.

Wird das Abonnement nicht bis zum  
30. November gekündigt, verlängert es  
sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel im  
Heft vorbehalten.

Manuskripte sind stets willkommen  
und sollten als Kurzbeitrag 9000 und  
als Grundlagenbeitrag 15 500 Zeichen  
(inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:  
satz@sezession.de

Sezession  
Rittergut Schnellroda  
06268 Steigra  
Tel: (03 46 32) 90 43 99  
Fax: (03 46 32) 90 43 97

redaktion@sezession.de  
vertrieb@sezession.de  
www.sezession.de

ISSN 1611-5910

## 1 Editorial

### Bild und Text

- 2 **Laßt tausend Veilchen blühen!**  
Ellen Kositzka

### Thema

- 4 **Georges Sorel**  
Benedikt Kaiser
- 10 **Die Logik der Gewalt**  
Wiggo Mann
- 14 **Die harte Währung Gewalt**  
Jack Donovan
- 18 **Ein theoretischer Aufruf zur Gewalt**  
Caroline Sommerfeld
- 22 **Migration und Streßtraining**  
Marc Jongen
- 26 **xxx**  
Götz Kubitschek
- Bildinnenteil**
- Ein altes Blatt. Parabel von Franz Kafka**
- 30 **Gewaltmonopol und »starker Staat«**  
Nils Wegner
- 36 **Der schöne Traum vom gewaltfreien Leben**  
Lutz Meyer
- 40 **Die Macht der Gewaltlosigkeit**  
Martin Sellner
- 44 **Rückzug aus Algerien – eine Lehre**  
Marcel Kehlberg
- 48 **Popoversohlen machen viele**  
E. Kositzka im Gespräch mit der SM-Szene
- 50 **Der Flüchtling und der Sündenbock**  
Martin Lichtmesz
- 52 **No-go-Areas**  
Felix Menzel
- 54 **Der will nur spielen**  
Johannes Konstantin Poensgen
- 56 **Die Tücke der unblutigen Revolution**  
Armin Mohler

### Bücher

- 62 **Rezensionen**

### Briefe

## Enthemmung

von Götz Kubitschek

Vor einigen Wochen waren Kositzka und ich in Halle im Kino. Als wir nach der Vorstellung auf die Straße traten, erwartete uns ein Antifa-Rudel. Man hatte uns erkannt, im Kino, und dann lief da wohl eine Meldekette durch: Jedenfalls standen über die Straße verteilt rund 20 teils vermummte Leute. Sie begannen gleich zu brüllen, als sie uns an der Tür sichteten, und was sie riefen, klang nicht gut.

Wir zogen uns in den Eingangsbereich des Kinos zurück und riefen die Polizei an. Dort war man bereits über die Zusammenrottung informiert und kündigte die Ankunft der Beamten binnen weniger Minuten an. Im Nachgang erfuhren wir, daß es der Plan der Antifa gewesen sei, den Film zu unterbrechen und uns aus dem Saal zu holen. Die Kinobetreiber seien darüber in Panik geraten und hätten die Polizei gerufen. Das war unser Glück. Wir wurden dann von einem Streifenwagen abgefahren und waren irgendwann in der Nacht wieder zu Hause.

Ich notiere dies, damit es als Vorstufe dessen festgehalten sei, was ich unter dem Begriff »Enthemmung der Auseinandersetzung« fasse und prognostiziere. Die hochaggressive Verhinderung einer AfD-Veranstaltung an der Universität Magdeburg ist nur eines von vielen Beispielen. Diese Enthemmung wird von linker Seite betrieben, und zwar unter dem Beifall eines breiten Unterstützer- und Sympathiesantenumfelds. In dieser Atmosphäre kann dann ein Mann wie der *Zeit*-Herausgeber Josef Joffe im ZDF die Ermordung Donald Trumps im Weißen Haus als Ausweg aus der Trump-Katastrophe vorschlagen, ohne daß er sofort seinen Sessel räumen müßte.

Man kann sich den Presseclub vom 22. Januar im Internet noch immer anschauen: Eine Zuschauerin richtete an die Runde der Pressevertreter die Frage, ob es ein »rechtlich mögliches Szenario oder einen Passus in der Verfassung« gebe, die »eine Amtsenthebung ermöglichten«, nicht ohne sich in der typisch linksliberalen Distanzpanik suhlend nachzuschieben: »Ich hoffe für alle Menschen, daß Sie meine Frage mit Ja beantworten.«

Die Publizistin Constanze Stelzenmüller beantwortete die Frage zunächst umständlich und erklärte dann, es müsse eine qualifizierte Zwei-Drittel-Mehrheit im Senat geben, damit ein Amtsenthebungsverfahren eingeleitet würde. Dann war Josef Joffe an der Reihe, er faßte sich

kürzer und sagte: »Mord im Weißen Haus zum Beispiel.« Constanze Stelzenmüller flüsterte »Josef, ernst bleiben!«, der Moderator wechselte sofort das Thema und blickte auf eine seltsam konsternierte Art zu Joffe, der wiederum den Kopf senkte und sich – ja was? Eine pelzige Haut bekam, weil ihm klar wurde, daß dieses Witzchen auf nicht-witzigem Fundament ruhe – auf der Überzeugung nämlich, daß dem fetten Schwein im Weißen Haus keine Träne nachzuweinen sei, sollte es die verdiente Kugel bekommen?

Man stelle sich vor: Michael Klonovsky oder Dieter Stein hätten ein »Mord im Bundeskanzleramt zum Beispiel« in den Raum geworfen? Der Publizist Matthias Matussek kann über die Konsequenzen berichten, die bereits ein Facebook-Kommentar zeitigte. Er hatte nach den Pariser Attentaten 2015 geschrieben: »Ich schätze mal, der Terror von Paris wird auch unsere Debatten über offene Grenzen und eine Viertelmillion unregistrierter junger islamischer Männer im Lande in eine ganz neue frische Richtung bewegen«, und diese Vermutung mit einem Smiley garniert. Wenige Tage und einen Mediensturm

später setzte die Tageszeitung *Die Welt* Matusseks Kolumne ab und trennte sich von ihm.

Es gibt also zweifellos zweierlei Maß in unserer Republik, und es gibt das gute Dauergefühl der Linken, enthemmt und zuletzt mit Gewalt das zu verhindern, was auf dem Wege ist, sich den angemessenen Platz in Politik, Medienlandschaft und öffentlicher Wahrnehmung zu erobern. Dieser linken Enthemmung die Argumente liefern sogenannte Experten, deren Karrieren klassisch marktwirtschaftlich auf der Entdeckung einer Marktlücke fußen: Es gibt genügend Staatsmittel, staatliche und halbstaatliche Institutionen, die banalste »Recherchen« über die AfD und die Neue Rechte im allgemeinen und über Schnellroda im besonderen ankurbeln und finanzieren.

Wir werden ein Ergebnis am 17. Februar parallel zu unserer Winterakademie (150 Studenten, sieben Referenten) in der Abenddämmerung begutachten dürfen: Für diesen Tag ist wieder eine linke Demonstration angemeldet, und es wird derzeit in allen umliegenden größeren Städten für eine Teilnahme mobilisiert. Die Tonlage ist aggressiv, und schon bei der letzten Demo waren etliche Vermummte aus Halle und Leipzig dabei. ■



## Laßt tausend Veilchen blühen!

von Ellen Kositzka

Eigentlich wollte ich mir an dieser Stelle ein anderes Bild vornehmen: Es zeigt den »Eisernen Steg« in Frankfurt, Silvester 2016. Der Eisernen Steg ist eine 1868 erbaute Fußgängerbrücke. Er wurde, da der Magistrat das Bauprojekt verweigerte, durch Frankfurter Bürger finanziert.

Gerade zu Silvester hatte der Steg über Jahrzehnte als Ausguck-Plattform für das Bürgertum gedient. Dorthin pilgerte man, um das Neujahrsfeuerwerk zu bestaunen. Ende 2016 gab es eine kleine Diskussion darüber, ob man zu Silvester den Eisernen Steg ausschließlich für Frauen reservieren sollte. Warum? Weil es in der vorjährigen Silvesternacht ein paar Dutzend Anzeigen von Frauen gegen Belästiger gegeben hatte. Die (grüne) Frankfurter Frauendezernentin mit dem schönen Namen Rosemarie Heilig hatte eine entsprechende Umfrage in den sozialen Netzwerken angeregt. Da die meisten »User« gegen eine »Männersperrzone« waren, stand der »Eiserne Steg« am 31. Januar 2016 allen Mitbürgern dieser Welt offen.

Frau Heilig: »Das ist ein tolles Ergebnis. Es zeigt, daß wir eine freie und multikulturelle Stadt sind, in der man feiern kann.« Supi! Zum entsprechenden Bild/Photo, das hier nicht kommentiert wird, weil es zwei Autoren der *Frankfurter Allgemeinen Woche* (6. Januar 2017) bereits treffend beschrieben haben, nur dies: Wir sehen einen gnadenlos überfüllten Eisernen Steg. Wir sehen *keine* Frau. Wir sehen ausschließlich dunkelhäutige Männer. Wir lesen von einer von Polizisten gesicherten Feierzone, in der sich nur männliche Zuwanderer aufhalten. Und wir lesen eine Aussage des Kriminologen Rudolf Egg: »Wir werden die Art, wie wir leben, verändern.« Wir? Das klingt aktiv und zugreifend. In Wahrheit ist es anders. Passiv, unterlassend.

Schnitt. Ich widme mich nun dem nebenstehenden Bild. Wir sehen die kampfferverzerrten Gesichter von Ronda Rousey (hier schwarzbekleidet, 30 Jahre, geboren in Kalifornien) und Holly Holm (35 Jahre, Spitzname »Pfarrerstochter«, geboren in New Mexico). Die hübschen Flechtfrisuren der beiden Bantamblondinen wirken bereits reichlich derangiert. Frau Holm, tiefgläubige Christin und zuvor als Fußballerin, Taucherin und Schwimmerin erfolgreich, hat diesen Kampf übrigens gewonnen. Beide Damen wirken wie monströse Muskelprotze. Das

täuscht. Nein, sagen wir es anders. Schauen wir uns Holm und Rousey in ziviler Kleidung an. Sehr hübsch! Oder – gerade die ehemalige Judo-Olympionike und Schauspielerin Rousey (*Fast & Furious*, 2015) hat da ein nettes Portfolio – nehmen wir die zurechtgemachte, photogene Variante: Klasseweiber! Für Pin-up stehen beide selbstredend nicht zur Verfügung. Im Abendkleid machen aber beide ordentlich »was her«, wie man so sagt.

Die sportive Bikinikluft hier täuscht. Sie ist sogar paradox! Man beachte: Bei jenen Kampfsportarten, denen eine Philosophie des »Respekts« (Karate), der »Höflichkeit« (Taekwondo) oder der »Nachgiebigkeit« (Judo) zugrunde liegt und die rohe »Gewalt« sogar ächten, wird der kämpfende Körper stärker verhüllt. Sogar die engen Anzüge der Ringerinnen verdecken mehr Haut! Bei dem hier exerzierten Sport Mixed Martial Arts (kurz: MMA, deutsch: Gemischte Kampfkünste) zählt nicht die Zurschaustellung einzelner Muskelgruppen, so wie es hier überhaupt nicht um eine Ästhetisierung von Kraft und Technik geht. Den MMA liegt keine philanthropische Bemäntelung des Kampfesgeschehens zugrunde. Es geht gemäß den Regeln der Ultimate Fighting Championship (UFC), der marktführenden MMA-Organisation, einzig und allein darum: den Gegner im Kampf zu besiegen. Das »Hauen und Stechen« (natürlich: kein Stechen, aber immerhin Treten) ist hier auch noch in der Bodenlage erlaubt. Regellos wie beim »Catchen« der achtziger Jahre geht es dennoch nicht zu. Tiefschläge, Kopfstöße etc. gelten ebenso als Fouls wie Passivität und Vermeidungshaltungen. Effektive Aggressivität wird höher gewichtet als die Kontrolle der Wettkampffläche.

MMA-Kämpfe füllen seit Jahren auch in Deutschland (bei hohen Eintrittspreisen) große Stadien und Hallen. Weil dieser Vollkontaktsport, dessen Befürworter sich auf eine 4600jährige Tradition (Stichwort »Pankration«) berufen, als »zu gewalttätig« empfunden wurde, gab es – bis 2014 – ein vierjähriges Sende- und Verbot von MMA-Profikämpfen im deutschen Fernsehen.

Wo Gewalt gesamtgesellschaftlich tabuisiert wird, sucht sie sich ihre Nischen. Die sind dann freilich um so populärer. Aber warum die Damen? Warum so? Wie ticken *die* denn? Über-



treiben die nicht? Weiblichkeit auf's Äußerste zu treiben, das wäre doch: Zehnzentimeterstöckel! Oder zehn Kinder! Oder zu sagen: Auch wenn alle es tun, dieses Ringen um genderneutrale Augenhöhe – ego non!

Ach, komm. Bei aller Sympathie für das Unzeitgemäße, für das Beharren auf Relikten und Residuen: Er ist sehr in Ordnung, was diese Damen hier treiben. Das ist natürlich nicht die respektvolle Yogi-Variante nach dem Motto: Atme deine Achtsamkeit ein, atme deine Anerkennung aus. Hier geht es nicht um zivile Bereiche der Selbstermächtigung wie Stimmmodulation (Sprachtrainer: »Schöpfen Sie Ihr Potential an tiefen Tönen und Intensität voll aus!«) oder darum – derzeit beliebte Metapher –, nach dem Straucheln »das Krönchen wieder geradezurücken«.

Hier geht es nicht um das Gewinnen von Blumentöpfen, sondern darum, daß die Faust auf's Auge paßt! Laßt tausend Veilchen blühen! Das hier ist nicht genuin weiblich, nicht anmutig oder elegant. Es ist aber ein bißchen ehrlicher als die Softpower einer hosenbeanzugten Kriegsministerin mit familienfreundlicher Arbeitgeberattitüde. Das hier ist Kampfkraft, in höchsteigener Verantwortung!

Man hat uns bereits die brustentblößen Femen als Rolemodels gelobt und angepriesen. Zudem die Sexarbeiterinnen, die lesbischen Mütter und die hüftschwingenden Popröhren, die mit ihren silikonbewehrten Popos im Stroboskopgewitter das Wort »Feminismus« in den Raum malen. Die gestählten, äußerst disziplinierten Faust- und Fußkämpferinnen vom Schlage einer Ronda Rousey hat man noch nicht auf diesen Thron des Geschlechterrollenvorbilds erhoben. Vielleicht auch, weil diese Wuchtbrummen so wenig Botschaft »verbalisieren«. Sie halten ihre Klappe. Klar, ist ja auch ein Mundschutz drin.

Es gehört dabei wahlweise zur Ironie der Geschichte, zur anthropologischen Weisheit oder

zum sportlichen Fairneßgedanken, daß auch in den schier grenzenlos wirkenden gemischten Kampfkünsten Frauen gegen Frauen kämpfen. Und Männer gegen Männer. Das ist eine eiserne Sportregel. Das macht Sport zu einer Kunstform, zu einem geschützten, geregelten Raum.

Und in der Realität? Dort gibt es seit je männerbündisches Verhalten. In jüngster Zeit wurde vielfach (lies Jack Donovan, lies Karlheinz Weißmann) das Verschwinden von »Jungenbanden« beklagt. Nun sind sie wieder da, etwas düsteren Zuschnitts allerdings – siehe die Szenerie auf dem Eisernen Steg. In früheren Zeiten, zumal abendländischen, hielten solche Banden gegen Autoritäten und andere, konkurrierende Männerbünde zusammen. Was bleibt als Objekt, wo Autoritäten schwach sind und konkurrierende – in dem Fall: autochthone – Banden die Bindung scheuen? Vielleicht: die Zielgruppe Frau?

Daß Frauen »gemeinsam stark« wären, ist hingegen ein Wunschdenken, eine Utopie. Frauensolidarität ist ahistorisch, ein Witz. Lieber polieren die sich gegenseitig die Fresse! Mittlerweile kämpfen nicht mehr Differentialistinnen (letzte rosige Aufbäumfigur dieses einst stolzen Schlags: Eva Herman) gegen Universalistinnen, sondern die Kampfkraft hat sich erneut zerfleddert: Nun stehen Gleichheitsfeministinnen der Färbung Alice Schwarzers und Elisabeth Badinters gegen Whiteness-Kritikerinnen im Ring, die den feministischen Diskurs »entkolonialisieren« wollen und weißen Frauen privilegiertes Denken vorhalten. Derweil die Herren auf dem Eisernen Steg sich ihre Fäuste warmreiben. Derweil die MMA-Damen theoretisch unbeleckt ihre Fäuste schwingen!

Die deutsche MMA-Vorzeigefrau übrigens, die Offenbacherin Sheila Gaff, erste Deutsche, die von der UFC unter Vertrag genommen wurde, trägt einen pikanten Kampfnamen: The German Tank. ■

# Georges Sorel – Sozialer Mythos und Gewalt

von Benedikt Kaiser

Georges Sorel (1847–1922) ist ein ungewöhnlicher Klassiker sozialistischer politischer Theorie und Ideengeschichte. Die Linke tut sich bis heute schwer mit diesem eigenwilligen Denker, den Wyndham Lewis – etwas schmeichelhaft – in seinem Werk *The Art of Being Ruled* (London 1926) als »Schlüssel zum ganzen politischen Denken der Gegenwart« pries. Speziell in Deutschland ist auffällig, wie stiefmütterlich Sorel seitens jener Kreise behandelt wird, die sich ansonsten an den entlegensten Diskursen anarchistischer, syndikalistischer, sozialistischer und marxistischer Provenienz interessiert zeigen. Anders als für Trotzki, Lenin, Marx, Engels oder selbst Proudhon und Bakunin gibt es für Sorel keinen Verlag, der die Gesammelten Werke integral oder zumindest in Auswahl ediert. Sorel-Leser müssen sich antiquarisch mit dem geistigen Manna des Übergangsenden versorgen.

Ein blinder Fleck ist Sorel indes nicht nur für weltanschaulich dogmatisch respektive doktrinär ausgerichtete Zirkel der heterogenen Linken, sondern ebenso für ihre – heute rar gesäten – klugen und geistig aufgeschlossenen Vertreter. Es ist beispielsweise auf den ersten Blick irritierend, daß in Domenico Losurdos grundlegendem Werk *Der Klassenkampf*, in dem dessen unterschiedlichste Erscheinungen und sozialistische Analysen erforscht werden, Sorel an keiner einzigen Stelle auch nur namentlich Erwähnung findet. Dabei hat sich dieser nicht nur in seinem Hauptwerk *Über die Gewalt* intensiv mit der Frage des Klassenkampfes als sozialem Mythos für die proletarische Klasse auseinandergesetzt. Was also stört die Linke an Sorel, welche Standpunkte nahm er ein, und wer war der Mensch und Autor Sorel, den Carl Schmitt (anerkennend) einen »Römer«, Lenin (wegwischend) einen »notorischen Wirrkopf«, Georg Lukács (verächtlich) einen »typischen kleinbürgerlichen Intellektuellen«, Armin Mohler (respektvoll) einen vorausblickenden »Regenpfeifer« und Michael Freund (lobpreisend) den »vielleicht größten Konservativen unserer Zeit« nannte?

Georges Sorel wurde am 2. November 1847 als Sohn einer katholisch-bürgerlichen Familie im normannischen Cherbourg geboren. Mit 18 ging er an die Pariser Ingenieursschule und arbeitete hernach 25 Jahre im Amt für Brücken- und Straßenbau. Insbesondere durch ein respektables Erbe war es ihm möglich, bereits mit 45 Jahren die Arbeit niederzulegen. In Boulogne-sur-Seine, einem in der westlichen Pariser *Banlieue* gelegenen Ort, kaufte er sich ein Haus. Von dort aus intervenierte Sorel in den Debatten seiner Zeit. Zunächst, ab circa 1893, tat er dies als eigenwilliger Marxist, zwischen 1898 und 1902 als »Dreyfusard« (also als Verteidiger des jüdischen Hauptmanns Alfred Dreyfus gegen Verleumdung durch nationalchauvinistische Kreise), bevor er sich ab 1903 immer stärker dem revolutionären Syndikalismus (von *Syndicat*/Gewerkschaft) annäherte. Dieser reüssierte 1905 und 1906 im Zeichen einer bis dato bei-

»In den Streiks bekräftigt das Proletariat sein Dasein. [...] Der Streik ist eine Erscheinung des Krieges; und wer sagt, daß die Gewalt ein Zwischenfall sei, der bestimmt sei, aus den Streiks zu verschwinden, macht sich mithin einer schweren Lüge schuldig.«

Georges Sorel: *Über die Gewalt*, S. 339.

spiellosten Streikwelle im sozialistischen Lager. Unter dem Eindruck von über 1000 Ausständen bei einer Beteiligung von über 400 000 Streikenden verfaßte Sorel eine Artikelserie zur Affirmation des Generalstreiks, die 1908 als sein Hauptwerk *Réflexions sur la violence* (dt. 1928 als *Über die Gewalt*) erscheinen sollte. Die Bedeutung Sorels für die Streikbefürworter aus den Reihen des überwiegend syndikalistischen Gewerkschaftsbundes *Confédération Général du Travail* (CGT) darf indes nicht überschätzt werden. Sorel blieb durchaus ein Außenseiter, der insbesondere bei den Köpfen der CGT nicht hoch im Kurs stand. Das ist nur einer der Gründe, die dazu beitragen, daß sich Sorel nach neuen Verbündeten umsah und sie im Lager des Neo-Royalismus um Charles Maurras und seine *Action Française* fand. Mehr als Sorel und Maurras waren es junge Anhänger beider *Maîtres*, die eine Ideensynthese aus Syndikalismus und Nationalismus erarbeiten und ein Zusammenkommen von proletarischer und nationaler Jugend ermöglichen wollten, während die Lehrmeister dieses Ansinnen solcher Schüler wie Edouard Berth und Georges Valois wohlwollend duldeten. Im *Cercle Proudhon* trafen sie sich zu Gesprächen, in Sorels 1911/12 erscheinendem Organ *Indépendance* und den *Cahiers du Cercle Proudhon* publizierten und diskutierten sie, 1914 trennten sie sich wieder. Das Übergewicht lag freilich bei den Nationalisten; schon damals kam originäres Querfrontstreben vor allem von rechts. Doch Sorel lehnte die *Union sacrée*, die Burgfriedenspolitik Frankreichs, ab; die anhaltende Kriegspropaganda widerte ihn an – er zog sich zurück. Erst 1917, als Lenin und seine Bolschewiki die bürgerlich-despotische Ordnung in Rußland umstießen, den Sozialismus aus den Händen der Intellektuellen rissen und der Entente-»Plutokratie« den Krieg erklärten, griff Sorel wieder ein. Sein Essay »Für Lenin« (1919) zeugt einerseits von einer Überschätzung der gestaltenden Rolle der Räte/Sowjets sowie einer schwärmerisch wirkenden Deutung des Bolschewismus als genuin russisch-sozialistischer Erhebung wider die fremde und »unrussische« Zarendiktatur. Er läßt andererseits durchblicken, daß Sorel – wie sein zeitweiliger Kompagnon Maurras – antisemitischen Denkelementen durchaus nicht abhold war; Greuel seitens der Oktoberrevolutionäre deutete er schlicht als Ergebnis des Einflusses zur Revolution gestoßener Juden. Parallel beobachtete Sorel in Italien – seiner zweiten (geistigen) Heimat – den Aufstieg des ehemaligen Sozialistenführers Benito Mussolini, den er schon in der Vorkriegszeit positiv wahrgenommen hatte, mit Sympathie. Doch zwei Monate vor Mussolinis Marsch auf Rom verstarb Sorel in Boulogne-sur-Seine. Es bleibt daher offen, ob ein Essay »Für Mussolini« gefolgt wäre. Auch wenn anzunehmen ist, daß der Theoretiker des revolutionären Syndikalismus letztlich die Kumpanei Mussolinis mit der Monarchie und mit der ihr überwiegend dienenden Bourgeoisie abgelehnt hätte, bleibt an dieser Stelle bereits einiges zu konstatieren, nämlich: daß Sorels revolutionär-syndikalistische Anhänger vor allem in Italien überwiegend zum Faschismus übergingen (darunter Kurt Erich Suckert, bekannter als Curzio Malaparte, in Frankreich zudem Pierre Andreu oder Georges Valois); daß Mussolini bekennender Sorelianer war; daß Sorel unterschiedlichste Denker der politischen Rechten in seinen Bann zog, die häufig – direkt oder auf Umwegen – im Lager der Faschismen landeten; und daß schließlich der israelische Historiker Zeev Sternhell mit stupender Beweisführung (und gegen Ernst Noltes Mißinterpretationen) eine direkte ideenpolitische Linie von Sorel zu Mussolini zog, deren Anfang er in Sorels verstreutem Œuvre ausmacht und deren Katalysator die »Keimzelle« des (romanischen) Faschismus in Gestalt des nationalsyndikalistischen *Cercle Proudhon* verkörperte. Gleichzeitig blieb Sorel aber zeitlebens der reichen Ideenwelt des französischen



umstießen, den Sozialismus aus den Händen der Intellektuellen rissen und der Entente-»Plutokratie« den Krieg erklärten, griff Sorel wieder ein. Sein Essay »Für Lenin« (1919) zeugt einerseits von einer Überschätzung der gestaltenden Rolle der Räte/Sowjets sowie einer schwärmerisch wirkenden Deutung des Bolschewismus als genuin russisch-sozialistischer Erhebung wider die fremde und »unrussische« Zarendiktatur. Er läßt andererseits durchblicken, daß Sorel – wie sein zeitweiliger Kompagnon Maurras – antisemitischen Denkelementen durchaus nicht abhold war; Greuel seitens der Oktoberrevolutionäre deutete er schlicht als Ergebnis des Einflusses zur Revolution gestoßener Juden. Parallel beobachtete Sorel in Italien – seiner zweiten (geistigen) Heimat – den Aufstieg des ehemaligen Sozialistenführers Benito Mussolini, den er schon in der Vorkriegszeit positiv wahrgenommen hatte, mit Sympathie. Doch zwei Monate vor Mussolinis Marsch auf Rom verstarb Sorel in Boulogne-sur-Seine. Es bleibt daher offen, ob ein Essay »Für Mussolini« gefolgt wäre. Auch wenn anzunehmen ist, daß der Theoretiker des revolutionären Syndikalismus letztlich die Kumpanei Mussolinis mit der Monarchie und mit der ihr überwiegend dienenden Bourgeoisie abgelehnt hätte, bleibt an dieser Stelle bereits einiges zu konstatieren, nämlich: daß Sorels revolutionär-syndikalistische Anhänger vor allem in Italien überwiegend zum Faschismus übergingen (darunter Kurt Erich Suckert, bekannter als Curzio Malaparte, in Frankreich zudem Pierre Andreu oder Georges Valois); daß Mussolini bekennender Sorelianer war; daß Sorel unterschiedlichste Denker der politischen Rechten in seinen Bann zog, die häufig – direkt oder auf Umwegen – im Lager der Faschismen landeten; und daß schließlich der israelische Historiker Zeev Sternhell mit stupender Beweisführung (und gegen Ernst Noltes Mißinterpretationen) eine direkte ideenpolitische Linie von Sorel zu Mussolini zog, deren Anfang er in Sorels verstreutem Œuvre ausmacht und deren Katalysator die »Keimzelle« des (romanischen) Faschismus in Gestalt des nationalsyndikalistischen *Cercle Proudhon* verkörperte. Gleichzeitig blieb Sorel aber zeitlebens der reichen Ideenwelt des französischen

»Die proletarische Gewaltanwendung hat Rußland wieder moskowitzisch gemacht. Im Munde eines internationalen Marxisten ist das ein merkwürdiges Lob, denn es zeigt, daß die Energie des Nationalen größer ist als die des Klassenkampfmythus.«

Carl Schmitt: *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus*, S. 88.

»Das ist kein Sozialist in bürgerlicher Sauce. [...] Er hat etwas gefunden, was es in meinen Büchern nicht gibt: die Verbindung des Nationalen und des Sozialen. Damit habe ich mich zwar beschäftigt, aber ich habe es nicht ausgeführt ...«

Georges Sorel, zit. n. bibliographischem Anhang von Armin Mohler (in: Freund, München 1977), S. 50.

»So ist er nacheinander Konservativer, Sozialist, Revisionist, Syndikalist, Nationalist, Bolschewist gewesen. Die Überzeugungen jagen sich. Darunter aber bleibt ein unzerstörbarer Untergrund der Lebenshaltung und wesentlicher Vorstellungen.«

Michael Freund:  
Georges Sorel, S. 8.

Sozialismus und Syndikalismus verhaftet und wurde überdies auch von kämpferischen Konservativen in Anspruch genommen. Dies liegt zum einen in Sorels unsystematischem, bisweilen chaotischen Gesamtwerk begründet, aus dem man sich mühelos auch einzelne Versatzstücke aneignen kann, und liegt zum anderen am strikten Antiliberalismus Sorels, dessen konsequente Ablehnung des Parlamentarismus und der bürgerlichen Gesellschaftsordnung als solcher es ermöglicht(e), daß sich Antiliberaler und Liberalismuskritiker jeder Couleur polittheoretisches Rüstzeug der Sorelschen Gedankenwelt zu eigen machen können.

Die bleibende Trias dieser Gedankenwelt bestand aus (bürgerlicher) Dekadenz, (sozialem) Mythos und (proletarischer) Gewalt – trotz aller Schwankungen im Lebenslauf des revolutionären Denkers, in dem der konservative Sorel mit dem sozialrevolutionären eher interagierte als rang.

»Dekadenz« und »Bürgertum« waren für Sorel in Zeiten der bürgerlichen Dritten Republik in Frankreich untrennbar miteinander verknüpft. Er verabscheute den kartesianischen Rationalismus, den Optimismus wie auch den Intellektualismus und die Erbschaften der Aufklärung, höhnte über Voltaire und Descartes, Rousseau und Comte, desgleichen über die zeitgenössischen parlamentarischen Sozialisten wie Jean Jaurès. Sorel verstand Geschichte weniger als chronologischen Ablauf von Klassenkämpfen, sondern vielmehr als ein beständiges Ankämpfen gegen die allgegenwärtige Bedrohung des Niedergangs, wobei es an der konkreten Situation des frühen 20. Jahrhunderts liege, daß nun das moderne Proletariat als revolutionäres Subjekt in den Kampf gegen die Dekadenz ziehen müsse. Diese ist in Sorels Vorstellungen untrennbar verbunden mit der abstrakten Form der Pariser Liberaldemokratie, dem Parlamentarismus. Er war für Sorel nur eine Verschleierung der Herrschaft elitärer liberaler Klüngel, die sich zwar auf das Volk beriefen, aber als *Leisure class* (Müßiggängerklasse) die »Herrschaft der Schwätzer« errichtet hätten. Was Sorel besonders verärgerte, war die Absicherung dieser parlamentarischen Demokratie durch die Hypokrisie der großstädtischen *Intelligenzija* und die Kollaboration durch die Reformsozialisten, deren Versöhnertum Sorels Verachtung weckte. Letztere redeten von sozialer Gerechtigkeit und Gleichheit, träumten vom Weltproletariat und feilschten mit ihrer Parlamentskonkurrenz, während Moral- und Sittlichkeitsbilder der Arbeiter auf der Strecke blieben und sich eine nivellierende Mittelmäßigkeit durchsetzen konnte.

Dies berührt einen zentralen Punkt: Sorels Sozialismusbild war vor allem ein sittliches, sein Elitenbegriff ein moralischer. Sorel hoffte, daß das revolutionäre Proletariat zu einer sittlichen und moralischen Kraft würde, daß es sich im Kampfe zusammenschweißen und in der konzentrierten Anstrengung zum heroischen Akteur gegen die Demokratie als Türöffnerin der Dekadenz werden würde. Seine Seelengröße habe die Arbeiterklasse dabei bereits erlangt: als »Produzent«, als gestalterische Kraft, als Träger jener Werte wie »Mut« und »Schöpfergeist«, die einstmal das aufstrebende Bürgertum zeigte, bevor es in den Strudel der Dekadenz geriet und nun drohe, das Proletariat mit seinem spannungslosen, der Nützlichkeit und Bequemlichkeit erlegenen Denken anzustecken.

Während also Marx die »Aufhebung« des Proletariats in einer klassenlosen Gesellschaft anstrebte, wich Sorel deutlich davon ab: Sein Ansinnen war die Zuspitzung der gesellschaftlichen »Polarisierung«, die Stärkung der Klassendichotomie, der Kampf des Proletariats gegen die Bourgeoisie als Mittel, den Gegner wieder »in Form« zu bringen.

Daß Sorel in wesentlichen Fragen antiken Idealen anhing, die er mit Gedanken Ernest Renans und Pierre Joseph Proudhons vermengte, wird hier deutlich: Es ist die Einsicht in die Notwendigkeit einer sittlichen Erneuerung, die Sorel die *Action directe* fordern ließ. Der Wert eines Menschen war für ihn daran zu bemessen, inwieweit dieser bereit war, Anstrengung und Kampf zu investieren, um an alte, aber ewig gültige Überlieferungen eines »sittlichen Helden« anzuknüpfen, der kriegerische Tugenden in der Schlacht ebenso verinnerlicht wie in der Produktion. Der Klassenkampf war nun jener Prozeß, in der die wichtigste Klasse zu ihrer Rolle als Gemeinschaft sittlicher Helden erzogen werden müsse, der Generalstreik sein Vehikel, der soziale Mythos die entscheidende Triebkraft.

Sorel wollte revolutionieren. Daher stellte er die Frage, wie es möglich sei, Menschen zu historisch wirkenden Einheiten zusammenzuschlie-

»Die proletarische Gewalt weist die Arbeitgeber auf ihre Produzentenrolle zurück und tendiert jedesmal das Gefüge der Klassen wiederherzustellen, wenn diese sich in einem demokratischen Sumpfe zu vermischen schienen.«

Georges Sorel: *Über die Gewalt*, S. 98.

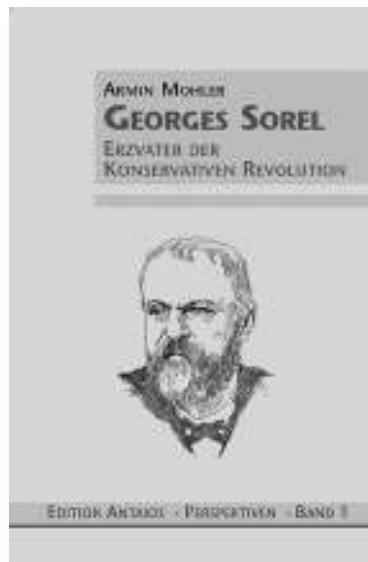
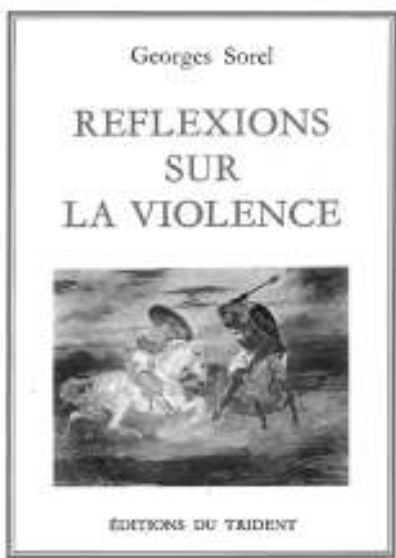


ßen, die durch die schöpferische Tat selbst Geschichte schreiben. Für ihn bewirkten den Aufbruch elementarer Kräfte nie Begriffe oder abstrakte Theorien, sondern – ein Bild. Ein Bild, das berührt, das die Menschen ergreift. Der Journalist Hans Barth bringt Sorels Mythos-Ideal auf den Punkt, wenn er akzentuiert, daß der Mythos Gemeinschaft erzeugt, »weil er Menschen im Innersten trifft«. Er reißt mit und formiert jene Masse, die nicht formlos vegetiert, sondern geordnet zur Einheit drängt und der Vereinzelung der Menschen ein Ende setzt. Nur ein sozialer Mythos könne Begeisterung wecken und die Menschen zu Taten anregen. Der Mythos erweckt also die Kräfte der menschlichen Seele und hebt die Persönlichkeit über ihr bisheriges Dasein hinaus. Sorel strebte indes danach, einen eigenen Mythos zu beschreiben, der eine revolutionäre Bewegung entfacht und die überkommene bürgerliche Ordnung hinwegfegt. Dieser soziale Mythos ist für Sorel die Idee des Generalstreiks, der durch eine organisierte und disziplinierte Arbeiterschaft durchgeführt wird und Schluß macht mit der bürgerlichen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung.

Hervorzuheben ist, daß Sorels Mythos-Konzeption grundsätzliche Erkenntnisse bereitstellt, die losgelöst von dieser konkreten gewerkschaftlichen Praxis des ersten Dezenniums des 20. Jahrhundert zu betrachten sind. Zunächst ist für Sorel der Mythos ein Gegensatz zur Utopie. Während eine Utopie idealtypisch, aber rational argumentierend, eine künftige Ordnung verheißt; während sie Menschen zu Reformen veranlaßt, die zumindest ein Teilstück auf dem Weg zum großen Ziel verwirklichen sollen;

»Die Menschen, die an den großen sozialen Bewegungen teilnehmen, stellen sich ihre bevorstehende Handlung in Gestalt von Schlachtbildern vor, die den Triumph ihrer Sache sichern. Ich schlug vor, diese Bildungen [...] als *Mythen* zu bezeichnen: der Generalstreik der Syndikalisten und Marx' katastrophenhafte Revolution sind Mythen. Ich habe als bedeutende Beispiele von Mythen diejenigen angeführt, die durch das Urchristentum, durch die Reformation, die [Französische] Revolution, die Anhänger Mazzinis aufgestellt wurden.«

Georges Sorel: *Über die Gewalt*, S. 30f.



während eine Utopie also rational aufschlüsselbar und reformistisch in Teile auflösbar wäre, sei der Mythos immer auf ein Ganzes ausgerichtet. Er diene den Menschen dazu, sich auf einen Kampf gegen das allgemein Bestehende vorzubereiten, ohne aber eine kommende Ordnung mit präzisen Vorstellungen zu entwerfen (Sorel ließe uns hier ohnehin im Stich: Er goutierte weder Elitenherrschaft noch repräsentative Demokratie, weder Diktatur einer Avantgarde noch Basisdemokratie).

Nun wird verständlicher, wieso Sorel bis heute vorgeworfen wird, die Kräfte des Irrationalismus entfesselt zu haben, denn er verweist Utopien in die Sphäre der »Vernunft« respektive des »Verstands«, während sein Mythos nicht angreifbar sei, da seine Wurzeln in den irrationalen, also den vorrationalen »Mächten der Seele« lägen. Der Mythos erscheint so wie eine Religion der Diskussion entzogen: Man glaubt oder man glaubt nicht.

Es ist dies ein weiterer Aspekt, durch den Sorel klassischen Marxisten als Häretiker erscheinen mußte, indem er die Macht des Irrationalen gegen rationale und materialistische Denkweisen ausspielte. Sorel dachte hier aber ja nicht an das Eigentum an Produktionsmitteln oder die fiktive kommunistische Zukunftsgesellschaft, sondern er strebte nach einer moralischen Philosophie des Proletariats, für die er einen kraftvollen Mythos inaugurierte, um der anhaltenden bürgerlichen Dekadenz ein gewaltiges Ende zu bereiten.

»In den Mythen und in den Dogmen der Religion verdichtet sich das Leben selbst. Darum stehen der mythische, revolutionäre Sozialismus und die Religion zueinander im Verhältnis der Analogie.«

Hans Barth: *Masse und Mythos*, S. 84.

»Die proletarische Gewalt erscheint derart, sofern sie als reine und einfache Äußerung der Klassenkampfgesinnung geübt wird, als etwas sehr Schönes und sehr Heldenhaftes; sie steht im Dienste der zutiefst begründeten Interessen der Zivilisation.«

Georges Sorel: *Über die Gewalt*, S. 106.

»Doch die unbestreitbare Originalität des Sorelschen Denkens liegt darin, daß es wie ein lebendiger See war, der als Sammelbecken und dann als Verteiler für alle Zweifel und Schwierigkeiten einer Übergangsperiode diente, in der sich die neuen Synthesen des 20. Jahrhunderts herausbildeten.«

Zeev Sternhell (u. a.): *Die Entstehung der faschistischen Ideologie*, S. 56.

#### Literaturhinweise:

Hans Barth: *Masse und Mythos. Die ideologische Krise an der Wende zum 20. Jahrhundert und die Theorie der Gewalt: Georges Sorel*, Hamburg 1959;

Helmut Berding: *Rationalismus und Mythos. Geschichtsauffassung und politische Theorie bei Georges Sorel*, München 1969;

Julien Freund: *Georges Sorel. Geistige Biographie*, mit einem bio-bibliographischen Anhang von Armin Mohler, München 1977;

Michael Freund: *Georges Sorel. Der revolutionäre Konservatismus*, Frankfurt a.M. 1932;

Klaus Große Kracht: »Georges Sorel und der Mythos der Gewalt«, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 5 (2008), S. 166–171;

Domenico Losurdo: *Der Klassenkampf oder die Wiederkehr des Verdrängten. Eine politische und philosophische Geschichte*, Köln 2016;

Armin Mohler: *Georges Sorel. Erzvater der Konservativen Revolution*, Schnellroda 2004;

Carl Schmitt: *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus*, Berlin 2010;

Georges Sorel: *Die Auflösung des Marxismus*, Hamburg 1978;

Georges Sorel: *Über die Gewalt*, mit einem Nachwort von George Lichtheim, Frankfurt a.M. 1981;

Zeev Sternhell (u. a.): *Die Entstehung der faschistischen Ideologie. Von Sorel zu Mussolini*, Hamburg 1999;

Zeev Sternhell: *Faschistische Ideologie. Eine Einführung*, Berlin 2002.

Man berührt hier den dritten und letzten Punkt der Sorelschen Trias: die Gewalt. Die Sprache Sorels arbeitet, was Dekadenz und Mythen gleichermaßen anbelangt, häufig mit kriegerischen Termini. Sorel wollte aber keine Massaker, keine stumpfe Gewalt (auch wenn er meinte, es sei mitunter nützlich, »die Redner der Demokratie und die Vertreter der Regierung zu verprügeln«), keine Vergeltungsakte gegen die Ausbeuterklasse oder ähnliches. Wie Carl Schmitt nach ihm betonte schon Sorel die Gefahr einer Verwischung der Feindbegriffe. Haß und Rache dürften in der Auseinandersetzung keine Rolle spielen, Unbeteiligte seien zu respektieren, die Ritterlichkeit des Kampfes zu bewahren, Exzesse des Ressentiments (wie 1789/93) zu verhindern. Gewalt ist nach Sorel kein Selbstzweck, sondern eine Erscheinung des Lebens, die der Mythos hervorruft, um die herrschende Klasse in einem Handstreich abzusetzen und eine neue Ära der Disziplin und Würde zu beginnen. Der an Henri Bergsons Lebensphilosophie Geschulte, der Dasein als Kampf und ewiges Werden dank des Schwungs des Lebens (*Élan vital*) begriff, bewegt sich hier gewiß auf der denkbar schmalsten Rasierklinge; und daß Sorel von Freund und Feind als pauschaler Apologet der Gewalt mißverstanden wurde, lag vor allem auch in seinen eigenen, bisweilen unklaren Gedankenäußerungen begründet.

Anzufangen wäre zunächst mit einer Negativbestimmung der Sorelschen Gewalt: Was war sie nicht? Sie war keine Aufforderung zum Barrikadenkampf, kein Schrei nach dem anarchistischen Furor der Blanquisten. Sorel belächelte deren individuellen Terror ebenso wie ihre Vorstellung, in 48 Stunden eine Gesellschaft umerziehen zu können, denn das würde nichts anderes bedeuten als sie zu vergewaltigen und mit schockierendem Terror zu überziehen. Sie war ebensowenig eine nackte Gewalt gegen die herrschende Klasse, weil das die Sittlichkeit untergraben würde. Auch Gewalt gegen Sachen – etwa Sabotage in der Fabrik des Großindustriellen – schließt Sorels Gewaltbegriff aus, da der Stolz des Arbeiters in Sorels Vorstellung solche Angriffe nicht zuließe.

»Gewalt« im Sinne Sorels, um eine positive Bestimmung zumindest zu umreißen, heißt das aktive Streben danach, daß etwas um jeden Preis verwirklicht werden solle. Kein »Mehr oder weniger« wie bei Reformisten, sondern ein apodiktisches »Entweder–Oder«, kein Diskutieren und Aushandeln, sondern die direkte Aktion, die ohne jede Verheißung auf ein konkretes Neues das überlebte Alte stürzt. Sorels Gewaltbetrachtungen sind, wie Michael Freund hervorhob, ein »Bekenntnis zur Würde des Krieges«: Der Kampf schaffe Disziplin, die Disziplin trage einst die neue Gesellschaft. Die Tugend des Kriegers ist dabei die Tugend des Produzenten *et vice versa*. Nicht Ideen, zeigte sich Sorel überzeugt, schaffen politische Kämpfe. Erst die politische Aktion an sich gebiert Ideen, die sich während der Kämpfe äußern und entfalten. Das ist allgemeingültig. Blickt man wieder auf das konkrete Empfinden Sorels bezüglich des Generalstreiks, so bleibt lapidar zu fragen, was Sorel sich denn *in concreto* als Ziel des Streiks vorstellt? Für Sorel hatte der Generalstreik sein Werk getan, wenn er das Proletariat heroischer werden ließe und die Rückkehr zu Arbeit, Strenge und Disziplin beschleunige – auch wenn ansonsten nichts zu erzielen wäre. Er schreibt an einer Stelle in *Über die Gewalt* zwar von einem »Übergang der heutigen Menschen zu dem Zustande freier, in Betrieben ohne Herren arbeitender Produzenten«, aber Zukunftsprognosen zählen nun mal nicht zu Sorels Vermächtnis.

Georges Sorels Vermächtnis liegt in folgendem begründet: Er verankerte – erstens – die Notwendigkeit eines elektrisierenden Bildes, eines Mythos, im politischen Denken Europas, das für *jede* politische Bewegung nötig ist, um sie nach vorne zu treiben oder um ihr die von Schmitt so benannte »Kraft zum Martyrium« zu spenden. Sorel lehrte – zweitens – das Prinzip der Unversöhnlichkeit. Sein Diktum besagte, daß es nicht statthaft sei, »auf allen Vieren vor einem alten Kameraden zu kriechen«, der Karriere im Beamtenapparat machte und daß es gänzlich überflüssig sei, »vor den Toiletten der Ministerdamen vor Entzückung außer sich zu geraten«. Demgegenüber riet er zu bescheidenem, diszipliniertem und strengem politischen Streben. Drittens immunisiert Sorel seine Leser gegen den Gang in die harmlose Bürgerlichkeit der arrivierten Reformisten. Man müsse sich nicht um Wohlgefallen einer »von Tollheit befallenen Klasse« bemühen, schreibt er in seinem Hauptwerk. Über hundert Jahre später scheint dieses Sorelsche Aperçu geradezu hochaktuell. ■

## Autoren dieses Heftes

Jack Donovan, 1974, US-amerikanischer Autor und Blogger, gilt als Denker eines neuen Maskulinismus.

*Der Weg der Männer*, Schnellroda 2016

Dr. Marc Jongen, 1968, promovierter Philosoph, seit 2013 Mitglied in der AfD und dort Stellvertretender Sprecher und Programmkoordinator der AfD Baden-Württemberg.

Benedikt Kaiser, 1987, studierte Politikwissenschaft mit europaspezifischer Ausrichtung in Chemnitz. Er arbeitet beim Verlag Antaios.

*Querfront*, Schnellroda 2017

Marcel Kehlberg, 1980, studierte Luft- und Raumfahrttechnik. Er lebt und arbeitet im französischen Département Haute-Garonne.

Ellen Kositzka, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.

*Die Einzelfalle. Warum der Feminismus ständig die Straßenseite wechselt*, Schnellroda 2016

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession*.

*Die Spurbreite des schmalen Grats. 2000–2016*, Schnellroda 2016

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).

(Hrsg:) *Deutsche Daten*, Band 5 des *Staatspolitischen Handbuchs*, Schnellroda 2017

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.

*Die Hierarchie der Opfer*, Schnellroda 2017

Dr. Wiggo Mann, 1972, studierte Politik und Soziologie in Rostock und Heidelberg, derzeit Habilitation über die Dekadenz im 20. Jahrhundert.

Felix Menzel, 1985, studierte Medien- und Kommunikationswissenschaften, Politik und BWL. 2004 gründete er mit Mitschülern die Jugendzeitschrift *Blaue Narzisse*.

*Der vertagte Bürgerkrieg*, Chemnitz 2016

Lutz Meyer, 1962, studierte in Münster Philosophie. Arbeitet als Konzeptverantwortlicher und Texter in der Werbung.

Dr. Armin Mohler, 1920–2003, gilt als Vordenker der modernen Rechten in Deutschland.

*Lieber Chef ... Briefe an Ernst Jünger 1947–1961*, Schnellroda 2016

Johannes Konstantin Poensgen, 1992, studiert Politikwissenschaft und Geschichte.

Martin Sellner, 1989, studiert in Wien Philosophie (BA) und Rechtswissenschaften. Politisch aktiv als Leiter der Identitären Bewegung Wien.

*Gelassen in den Widerstand. Ein Gespräch über Heidegger*, Schnellroda 2015

Dr. Caroline Sommerfeld, 1975, ist promovierte Philosophin, Dipl.-Expert in Gifted Education, Mutter dreier Söhne. Außerdem bloggt sie unter [fauxelle.wordpress.com](http://fauxelle.wordpress.com).

Nils Wegner, 1987, studierte Geschichts- und Kulturwissenschaften in Gießen und Hamburg. Er arbeitet für den Verlag Antaios.

*Die deutsche Geschichte geht weiter ... Die Brüder Marcel und Robert Hepp und ihr politischer Weg in den 1950er und 1960er Jahren*, Berlin 2015

# Die Logik der Gewalt

von Wiggo Mann

In postheroischen Überflußgesellschaften wird Gewalt als irrationale Folge von Ressourcenknappheit, Bildungsferne, Perspektivlosigkeit oder Intoleranz betrachtet, als eine »Kurzschlußreaktion« von Menschen, die – insofern sie nicht dem »rechten« politischen Spektrum zuzuordnen sind – aus Frustration und Verzweiflung zu Gewalt als Mittel greifen. Es gibt jedoch auch ganz andere Erklärungen. Um diese Erklärungsmodelle geht es im folgenden. Sie spielen im öffentlichen Diskurs jedoch kaum eine Rolle, denn sie stellen die gängigen Grundannahmen in Frage.

95 Prozent aller Konfliktsituationen lösen sich ohne Gewalt auf. In westlichen Gesellschaften hat die Gewaltbereitschaft in den vergangenen Jahrhunderten kontinuierlich abgenommen, etwa fünf Prozent der jungen Männer begehen etwa 60 Prozent der Gewaltdelikte. In den vergangenen Jahrzehnten sanken sowohl die Gewaltkriminalitätsrate als auch die Bereitschaft, für das eigene Land in den Krieg zu ziehen. Evolutionspsychologen wie Martin Daly und Margo Wilson erklären den Rückgang der Gewalt mit der Anwesenheit von Staatlichkeit, denn in nichtstaatliche Gesellschaften komme es zu weitaus mehr tödlichen Gewalttaten. Der Psychologe Steven Pinker (Harvard) unterstützt diese Beobachtung und weist auf eine »humanitäre Entwicklung« der vergangenen Jahrhunderte hin, die durch Staatlichkeit überhaupt erst stattfinden konnte. Er sieht außerdem in den Feminisierungstendenzen moderner Gesellschaften eine Abkehr von machohaftem Verherrlichen von Gewalt, wodurch die Wahrscheinlichkeit abnehme, daß »gefährliche Subkulturen« entstünden.

Wo Gewalt vorkommt, wird diese meist unter dem oben erwähnten Erklärungsmuster eingeordnet und sehr häufig als »sinnlos« bezeichnet. Die Verwendung des Begriffs »sinnlose Gewalt« transportiert dabei eine moralische Wertung, die zur Erklärung des Phänomens keinen Beitrag leistet. Denn Gewalt ist häufig häßlich, verwerflich, zerstörerisch und tragisch, doch über deren »Sinn« als auslösenden Impuls oder Motiv bestimmen fast ausschließlich die Täter, weniger die Opfer oder Beobachter. Der »Sinn« wird dabei durch den Täter nach materiellen oder immateriellen Kriterien gestiftet, die nachvollziehbar sein *können*, es aber nicht zwingend sein *müssen*. Und hätte Gewalt keinen objektiv meßbaren Nutzen, wäre es also zutreffend, daß es dabei »immer nur Verlierer« gibt, dann hätte die Evolution sich dieses Phänomens längst entledigt. Selbst der Racheimpuls ist eine Reaktion, die zwar affektiv ist, objektiv betrachtet aufgrund von darin begründeten Gewaltspiralen sogar gesellschaftlich destabilisierend sein, aber dennoch eine sinnvolle Funktion haben kann. Tatsächlich dient Gewalt, angewandt oder angedroht, als Instrument zur Erfüllung materieller und immaterieller Bedürfnisse oder Ansprüche, Beute oder Prestige.

Die Hegung dieser Gewalt durch stabile Staatsgebilde und ein staatliches Gewaltmonopol war mit dem Westfälischen Frieden 1648 ein zentrales europäisches Projekt. Gewalt Einzelner auf eigene Rechnung sollte sich

»Der Klang, der am nachhaltigsten durch die gesamte Geschichte der Menschheit widerhallt, ist der von Kriegstrommeln.«

Arthur Koestler: *Der Mensch, Irrläufer der Evolution*, Bern/München 1978.

nicht mehr lohnen, sollte also zunächst materiellen und – mit zunehmender Ächtung – dann auch immateriell nicht mehr sinnvoll sein.

Die moralische Diskreditierung von Gewalt im Rahmen des zunehmenden Gewaltverzichts und im Gegensatz zu den materiellen Erklärungen kann durch einen pazifistischen Wertewandel erklärt werden. Die »Überwindung« des Heldentums durch eine friedliche Sozialisation wird als Realisierung der Kantschen Vorstellung vom »Frieden als Vernunftsidee« betrachtet. Politisch motivierte Gewalt gegen den Staat oder dessen Vertreter wird oft durch den Befund gerechtfertigt, man sei das Opfer »struktureller Gewalt«. Es handelt sich dabei um eine Betrachtung, die sich auch in den Erzählungen der Menschheit immer wieder vorfinden läßt, weshalb Kriminelle wie der fiktive Robin Hood und der reale Klaus Störtebeker Volksheldenstatus besitzen, während die eigentlichen Helden, der Sheriff von Nottingham und Simon von Utrecht, zu Bösewichtern verklärt wurden. Daraus lassen sich zwei Schlußfolgerungen ziehen:

1. Auch postheroische Gesellschaften haben durchaus »Helden«, nur eben andere.
2. Auch sie romantisieren und rechtfertigen »gute« Gewalt nachträglich durch die Vergabe von Opfer- oder »Robin-Hood«-Status, weil ihre wahren Ursachen ideologisch wahrgenommen und zugeordnet werden.

Gewalt hat jedoch, wie oben ausgeführt, weit weniger mit Liebesentzug, Zurücksetzung, Affekt und Armut zu tun als mit Dominanz, Opportunität und Anerkennungsbedürfnissen. Eine unserer verhaltensbiologischen Prädispositionen in der Personenwahrnehmung führt etwa dazu, daß wir die Regungen »Angst« und »Haß« bei unserem Gegenüber schneller wahrnehmen als andere. Die Wahrnehmung von Angst hat die häufig zu beobachtende Wirkung, daß sich gewaltaffine oder -bereite Individuen und Gruppen dadurch zu weiterer Aggression ermutigt fühlen. Schwäche zu zeigen, eignet sich deshalb selten zur Abwehr von Bedrohungen durch Gewaltaffine. Ursache und Wirkung können sich jedoch dadurch umkehren, daß das eigene Angstempfinden durch Aggression (über-)kompensiert wird. Menschen aus dieser Gruppe können zu friedlichem Verhalten bewegt werden, indem ihnen die Angst genommen wird. Potentielle Täter aus der ersten Gruppe jedoch würden auf Gewalt eher dann verzichten, wenn ihre potentiellen Gegner Gewaltbereitschaft signalisierten und somit die »Kosten-Nutzen-Rechnung« eher für ein friedliches Verhalten spräche. Verhaltensforscher wie Eibl-Eibesfeldt sprechen hier auch von dem Prinzip der »repressiven Dominanz«: Gewaltbereitschaft nehme dort ab, wo die Erfolgsaussichten niedrig seien. Insofern spricht die Logik der Gewalt eher für den antiken Ansatz des »Si vis pacem para bellum« / »Wer Frieden will, bereite den Krieg vor« – weniger für die pazifistischere Botschaft der Schicksalsergebenheit. Insofern ist Pazifismus ein Privileg der Beschützten.

Für einen kleinen Kreis treffen diese Faktoren nur bedingt zu: Es handelt sich hier um ein gewaltaffines, risikobereites »Kriegersegment«. Zu dessen Merkmalen gehört, daß Gewalt einen Bestandteil des »Genußspektrums« ausmacht. Gewaltanwendung, das Kämpfen gegen und Wett-eifern mit anderen »Kriegern« wird ausdrücklich angestrebt. Doch ausschlaggebend für die Propagierung und Anwendung von Gewalt ist auch hier die Auswirkung auf das Sozialprestige. Ist mit Gewalt ein Zuwachs oder eher ein Verlust des persönlichen Ansehens seitens der *Peer group* verbunden, dann werden Individuen und Gruppen sich im Sinne ihres Anerkennungsbedürfnisses verhalten.

Gewalttäter verstehen oft besser als gesetzestreue Bürger, daß ohne die Unterstützung von Macht (also: Strafe) Gesetze lediglich eine normative Wunschliste darstellen. Die Annahme, daß Strafe »nichts bringt« und »Resozialisierung« das Ziel sei, fußt auf dem falschen Bild vom Menschen als einem von Natur aus guten, zum Schlechten bloß verzogenen Wesen. Es ist wohl richtig, daß es einen gewissen Täterkreis gibt, der, ungeachtet der Folgen, weiterhin gewalttätig bleibt. Doch darauf ein bloß resozialisierendes Strafsystem zu gründen, verstellte den Blick auf die überwiegende Mehrheit von Gewalttätern: Die Unterstellung, solche Menschen würden sich nicht nach Kosten-Nutzen-Abwägungen verhalten, beruht auf einem

»Der Krieg und der Muth haben mehr große Dinge gethan, als die Nächstenliebe. Nicht euer Mitleiden, sondern eure Tapferkeit rettete bisher die Verunglückten.«

Friedrich Nietzsche: *Also sprach Zarathustra*.

»Denn wer viel hat,  
hat auch die Macht,  
und wer die Macht hat,  
hat das Recht,  
und wer das Recht hat;  
beugt es auch,  
denn über allem herrscht  
Gewalt!«

Carl Orff: *Die Kluge* (1942)

tiefen Mißverständnis von der Logik der Gewalt. Tatsächlich ist für diese Tätergruppe entscheidend, ob das zu erwartende Strafmaß die potentiellen Vorteile fürs eigene Sozialprestige oder die erbeuteten materiellen Gewinne aufwiegen kann. Darin liegt auch die eigentliche vorbeugende Wirkung effektiver Strafe. Wer also kriminelle Jugendliche am besten aus Strafanstalten herausgehalten sehen will, weil die Rückfallquote zu hoch sei und sie dort erst »richtig kriminell« würden, glaubt nicht an den Erkenntnisgewinn, der aus harter Strafe und einer harten Haftzeit gezogen werden könnte. Dieser Fehlschluß verkennt die Voraussetzungen, die gegeben sein müssen, wenn jemand die gesellschaftlich verbindlichen Werte und Normen teilen soll. Außerdem negiert er die Tatsache, daß es »Machokulturen« gibt, deren kulturelle Skripte den Einsatz von Gewalt als legitim sehen und in denen Faktoren wie »Beleidigung«, »Ehre«, »Männlichkeit« eine weitaus größere Rolle spielen als in postheroischen Gesellschaften. Wer glaubt, die Anerkennung durch den Sozialarbeiter oder andere Vertretern einer durchpazifizierten Gesellschaft könne die Anerkennung der *Peer group* ersetzen, ist naiv. Wer junge Männer möglichst »genderneutral« ohne Rolle und Aufgabe, vor sich hingammeln läßt, kann nicht später auf »Resozialisierung« hoffen, denn eine zielorientierte und rollenspezifische Sozialisation fand gar nicht statt. Die Mitglieder sogenannter »Machokulturen« müssen sich fast schon zwangsläufig zu Gewaltverhalten ermuntert fühlen durch die allgegenwärtige Schwäche der autochthonen Mehrheitsbevölkerung. Kulturelle Unterwürfigkeit, vermischt mit pazifistischer Arroganz erzeugt Verachtung und ein Überlegenheitsgefühl bei jenen, die sich in »mannhaftem« Verhalten üben wollen.

Wo die Identifikationsradien der jeweiligen ethnokulturellen Gruppen enger sind als die zum Erhalt gesamtgesellschaftlicher, staatlicher Konsensfähigkeit erforderlichen, sinkt die Kooperationsbereitschaft und steigt das Konfliktpotential. Der Migrationsforscher Paul Collier faßt zusammen: »Wenn eine Gesellschaft zu verschieden zusammengesetzt ist, wird es schwieriger, die Kooperation in solchen Systemen zu organisieren. Das ist in der Forschung nicht kontrovers, sondern Standard.« Dies führt nun nicht unmittelbar zu Gewalt, fördert jedoch deren begünstigende politische Bedingungen. Kulturell vielfältige Gesellschaften sind Konfliktgesellschaften.

Der Psychologe David Grossman schrieb 1995 in seinem Buch *On Killing* zu den psychologischen Mechanismen und Kosten des Tötens, daß die kulturellen, ethnischen und rassischen Unterschiede die Tötungsbereitschaft stark begünstigten. Je mehr sich Täter und Opfer ähnelten, desto größer die Empathiefähigkeit. Offensichtliche Unterschiede erlauben mehr Spielraum für die Entmenschlichung des Gegenübers und erhöhen daher die Tötungsbereitschaft signifikant. Als Gegenargument die Kriminalität der Ghettos anzuführen, ist irreführend, weil die grundsätzliche Tötungsbereitschaft vielfältige Ursachen hat, der konfliktbeschleunigende Effekt von Gruppenunterschieden jedoch hinzugerechnet werden muß. Der emotionale Aufwand, um Empathie für einen Menschen zu empfinden, der sich sehr stark von dem eigenen Selbst unterscheidet, ist größer und setzt eine kosmopolitische oder humanistische Einstellung voraus. Es gibt weit weniger Kulturen, deren Sozialisationsprogramm eine solche Einstellung propagiert, als Kulturen, deren Identifikationsradien klar zwischen »Wir« und »Nicht-Wir« unterscheiden. Daraus entsteht, insbesondere in konfliktträchtigen Bedingungen oder Lagen, auch eine moralische Distanz zum Töten.

Welche Schlußfolgerungen liegen nahe? Der Niedergang des Nationalstaats und die zunehmende ethnokulturelle Vielfalt moderner Gesellschaften durch Zuwanderung bedrohen die gesellschaftliche Konsensfähigkeit. Daraus entstehen Bedingungen, die nicht nur das Tun nichtstaatlicher Gewaltakteure (kriminelle Banden, Terroristen) begünstigen, sondern den Begriff des »Landfriedens« insgesamt in Frage stellen. Die historische Abnahme »gefährlicher Subkulturen« (Pinker) hat sich migrationsbedingt in eine Zunahme solcher Strukturen umgekehrt. Der Teilverlust des öffentlichen Raums in »Problemvierteln« vieler Städte oder jüngst an zentralen Plätzen zu Silvester verweist auf die Folgen vieler postheroischer Fehlannahmen zur Gewalt und ihrer Rolle. Letztlich bestätigt sich dadurch die alte Erkenntnis von Asa Philip Randolph, daß es am »Bankettisch der Natur« keine reservierten Plätze gibt, sondern man »bekommt, was man nimmt, und behält, was man halten kann.« ■

#### Literaturhinweise:

Martin Daly/Margo Wilson: *Homicide*, New Brunswick 1988;

David Grossman: *On Killing. The Psychological Cost of Learning to Kill in War and Society*, Boston 1995;

Gunnar Heinsohn: *Söhne und Weltmacht. Terror im Aufstieg und Fall der Nationen*, München 2008;

Steven Pinker: *Gewalt. Eine neue Geschichte der Menschheit*, Frankfurt a.M. 2011.

# Drei geistige Zulagen



Benedikt Kaiser

## Querfront

*reihe kaplaken, Band 49*  
96 S., 8,50 €

Was hat es auf sich mit der Querfront? Wie sollte sich eine kämpferische Neue Rechte positionieren? Benedikt Kaiser fordert eine Neujustierung der politischen Theorie und Praxis.



Rolf Peter Sieferle

## Finis Germania

*reihe kaplaken, Band 50*  
104 S., 8,50 €

30 Miszellen zu einem Thema: *Finis Germania* – das Vermächtnis des Kulturphilosophen Rolf Peter Sieferle, der im September 2016 Selbstmord beging.



Martin Lichtmesz

## Die Hierarchie der Opfer

*reihe kaplaken, Band 51*  
96 S., 8,50 €

Deutsche Opfer sind Opfer zweiter Klasse. Was sich erinnerungspolitisch durchgesetzt hat, gilt für die Multikulti-Toten von heute ebenso: Es gibt eine antideutsche Opferhierarchie.

VERLAG  ANTAIOS

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra

Tel: (034632) 9 09 41 · Fax: (034632) 9 09 42 · e-Post: [vertrieb@antaios.de](mailto:vertrieb@antaios.de)  
[www.antaios.de](http://www.antaios.de)

## Die harte Währung Gewalt

von Jack Donovan

Viele Leute halten sich für »gewaltfrei«. Üblicherweise behaupten sie, Gewaltanwendung zu »verabscheuen«, und überhaupt nehmen die meisten Gewalt als etwas Negatives wahr. Viele sind nicht in der Lage, zwischen gerechtfertigter und ungerechtfertigter Gewalt zu unterscheiden. Und einige besonders eitle, selbstgerechte Typen möchten gerne glauben, sie hätten die garstigen, gewalttätigen Kulturen ihrer Vorfahren überwunden. Sie sagen: »Gewalt ist nicht die Antwort.« Sie sagen: »Gewalt löst keine Probleme.« Aber: Sie irren sich. Jeder einzelne von ihnen setzt tagtäglich auf Gewalt.

Wenn Wahltag ist, stellen sich alle möglichen Leute an, um ihre Stimme abzugeben. Sie hoffen, beeinflussen zu können, *wer* die Axt der Macht führen darf. Diejenigen, die die Gewalt abschaffen wollen (als ob das möglich oder überhaupt wünschenswert wäre!), versuchen oft, ihre Mitbürger zu entwaffnen. Das bereitet der Gewalt nicht wirklich ein Ende. Es verleiht lediglich den staatlichen Banden das Gewaltmonopol. Dadurch lebt man vielleicht »sicherer«, solange man nicht dem Boß auf die Füße tritt. Aber man darf sich nichts vormachen: Jede Regierung – links, rechts oder wie auch immer – beruht ihrem Wesen nach auf Zwang. Das ist unumgänglich: Ordnung bedarf der Gewalt.

Ein Gesetz, hinter dem keine Androhung von Gewalt steht, ist nichts weiter als eine Anregung. Staaten erlassen Gesetze, die von Männern durchgesetzt werden, die zur Gewaltanwendung gegenüber Gesetzesbrechern bereit sind. Jede Steuer, jede Auflagenordnung und jede Lizenzvorschrift verlangt eine sich verschärfende Abfolge von Strafen. An deren Ende steht entweder die gewaltsame Beschlagnahme von Eigentum oder die Inhaftierung durch bewaffnete Männer, die darauf vorbereitet sind, im Falle von Verweigerung oder Widerstand Gewalt anzuwenden. Jedes einzelne Mal, wenn eine engagierte Mutti, eine *Soccer mom*, aufsteht und höhere Strafen für Trunkenheit am Steuer, den Verkauf von Zigaretten an Minderjährige, den Besitz eines Kampfhundes oder falsche Mülltrennung verlangt, fordert sie vom Staat die Anwendung von Gewalt, um anderen ihren Willen aufzuzwingen. Sie bittet nicht freundlich um Gehör.

Die Durchführbarkeit jedes einzelnen Gesetzes – ob nun zum Thema Familie, Waffenbesitz, Bauplanung, Straßenverkehr, Einwanderung, Wareneinfuhr, Warenausfuhr oder Haushaltspolitik – hängt sowohl von der Bereitschaft als auch der Fähigkeit der jeweiligen Gruppe ab, Ordnung mit Gewalt zu erzwingen.

Wenn Umweltschützer »Rettet die Wale!« verlangen, vertreten sie damit tatsächlich die Ansicht, daß die Rettung der Wale wichtig genug sei, um Menschen zu schaden, die Walen schaden. Der friedfertige Grüne fordert vom Leviathan, zugunsten des Leviathanschutzes die Anwendung von Gewalt zu genehmigen. Würde die staatliche Führungsebene dem zustimmen und bekräftigen, daß »Rettet die Wale!« in der Tat wichtig sei,

Jack Donovan: »Violence is Golden«, arthurshall.com vom 11. November 2010. Übersetzung aus dem Englischen von Nils Wegner.



aber dann über Wal-Schädiger keine Strafen verhängen oder sich weigern, solche Strafen unter Androhung polizeilicher oder militärischer Gewalt durchzusetzen, so wäre die zum Ausdruck gebrachte Haltung nur eine bedeutungslose Gebärde. Wer den Wunsch hätte, Walen zu schaden, bekäme quasi einen Freibrief, dies – wie man so schön sagt – ungestraft zu tun.

Reden ohne Handeln ist nur Gerede. Gesetze ohne Gewalt sind nur Gerede. Gewalt ist nicht die einzige Lösung, aber sie ist die endgültige Lösung.

Man kann moralisch und ethisch argumentieren und an Vernunft, Emotionen, Ästhetik und Mitgefühl appellieren. Gewiß lassen sich Menschen von diesen Argumenten bewegen, und wenn man ihnen hinreichend zuredet, entschließen sie sich oft, ihr Verhalten zu mäßigen oder zu ändern – vorausgesetzt natürlich, sie werden nicht über Gebühr belästigt. Die bereitwillige Unterwerfung vieler sorgt aber auch für eine Schwachstelle, die nur darauf wartet, von jedem ausgenutzt zu werden, der die gesellschaftlichen und ethischen Normen abgeschüttelt hat. Wenn jeder seine Waffen niederlegen und sich weigern kann, sie wieder aufzunehmen, dann wird der erste, der sich wieder bewaffnet, allmächtig. Ohne Gewalt läßt sich Frieden nur so lange aufrechterhalten, wie jeder die Abmachung einhält – es muß also jeder einzelne Mensch jeder neuen Generation aufs Neue zustimmen, friedlich zu bleiben, auch dann, wenn der Krieg längst vergessen ist. Es darf nicht geschehen, daß irgendein Übeltäter oder Emporkömmling die Frage »Sonst: was?« stellt, denn in einer wirklich gewaltlosen Gesellschaft wäre die bestmögliche Antwort: »Sonst halten wir dich nicht mehr für sonderlich nett, und du kriegst nichts mehr von unseren Sachen ab.« Unser Unruhestifter könnte darauf ohne weiteres antworten: »Ist mir egal. Ich *nehme* mir einfach, was ich will.«

Gewalt ist die endgültige Antwort auf die Frage: »Sonst: was?« Gewalt ist der Goldstandard, die Währungsreserve, die für Ordnung bürgt.

*Drei Szenen aus dem Film Gran Torino von Clint Eastwood, der auch die Hauptrolle spielte.*



Faktisch ist sie sogar besser als ein Goldstandard, denn Gewalt hat einen universellen Wert. Gewalt übersteigt die regionalen Eigenartigkeiten von Philosophie, Religion, Technologie und Kultur. Man sagt, Musik sei eine Universalsprache, und ein Schlag in die Fresse ist auch eine: Er tut immer weh, egal, welche Sprache man spricht oder was für Musik man bevorzugt. Wenn du mit mir in einem Raum eingesperrt bist, ich mir ein Rohr schnappe und Anstalten mache, dich damit zu schlagen, dann wird – ganz egal, wer du bist – dein Affenhirn sofort die Antwort auf »Sonst: was?« begreifen. Und so wird eine gewisse Ordnung hergestellt.

Ein zweckmäßiges Verständnis von Gewalt ist für das menschliche Leben und die menschliche Ordnung so grundlegend wie die Erkenntnis, daß Feuer heiß ist. Beides kann man nutzen, beides muß man respektieren. Man kann Maßnahmen dagegen ergreifen und es manchmal unter Kontrolle halten, aber man kann es nicht einfach davonwünschen. Wie ein Lauffeuer kann es einen überwältigen, und man merkt es nicht ein-

*»Schon mal bemerkt, daß man ab und zu vor jemandem steht, dem man besser nicht blöd kommt? So einer bin ich.«*

mal, bevor es zu spät ist. Manchmal ist es größer als du. Frag nur mal die Cherokee, die Inka, die Romanows, die Juden, die Südstaatler, die Barbaren, die Römer: Sie alle kennen die Antwort auf die Frage: »Sonst: was?«.

Die grundsätzliche Feststellung, daß die Ordnung der Gewalt bedarf, ist keine Offenbarung, auch wenn sie manchen so erscheinen mag. Schon die bloße Vorstellung wird manche Leute rasend machen, und einige werden blindwütig versuchen, sie mit allen möglichen verschwurbelten und konstruierten Argumenten anzufechten, weil sie nicht besonders »nett« klingt. Nur: Etwas muß nicht »nett« sein, um wahr sein zu können. Die Wirklichkeit verbiegt sich nicht, um der Phantasie oder der Gefühlsduselei einen Gefallen zu tun.

Unsere komplexe Gesellschaft verläßt sich so sehr auf mittelbare Gewalt, daß viele Durchschnittsbürger im privaten Sektor durchs Leben gehen können, ohne die Logik der Gewalt verstehen oder über sie nachdenken zu müssen: Sie liegt uns so fern! Wir können es uns leisten, sie als entlegenes, abstraktes Problem zu sehen, das sich durch anspruchsvolle Strategien und gesellschaftliche Programme lösen läßt. Wenn die Gewalt an die Tür klopft, rufen wir einfach die Polizei, um sie zu »stoppen«. Nur wenige Zivilisten nehmen sich die Zeit, darüber nachzudenken, daß wir im Grunde einer bewaffneten Bande Schutzgeld zahlen, damit sie vorbeikommt und in unserem Namen ordnungsgemäße Gewalt ausübt. Wenn diejenigen, die uns Gewalt antun könnten, ohne Scherereien verhaftet werden, geht den meisten von uns kein Licht auf; wir machen uns nicht einmal *selbst klar*, daß der Grund dafür, daß ein Gesetzesbrecher aufgibt, die Waffe im Holster des Polizisten ist – oder das stillschweigende Wissen darum, daß er letztendlich von noch mehr Polizisten zur Strecke gebracht werden wird, die befugt sind, ihn zu töten, wenn er als Bedrohung eingestuft wird. Genauer: wenn er als Bedrohung *der Ordnung* eingestuft wird.



»Verpiß dich, Alter, sonst kriegst du einen Tritt in deinen faltigen, weißen Arsch!«

In den USA sind ungefähr zweieinhalb Millionen Menschen inhaftiert; mehr als 90 Prozent davon sind Männer. Die meisten von ihnen haben sich nicht freiwillig gestellt. Die meisten von ihnen versuchen nachts nicht zu fliehen, denn es gibt auf irgendeinem Wachturm jemanden, der bereitsteht, um sie über den Haufen zu schießen. Viele sind nicht gewalttätig. *Soccer moms*, Buchhalter, engagierte Prominente und freilaufende Veganer, sie alle schieben ihre Steuergelder rüber und geben mittelbar Milliarden und Abermilliarden dafür aus, eine bewaffnete Regierung durchzufüttern, die die Ordnung mit Gewalt aufrechterhält.

Erst wenn unsere *geordnete Gewalt* der *ungeordneten Gewalt* weichen muß, etwa im Nachgang einer Naturkatastrophe, sind wir gezwungen, einzusehen, wie sehr wir von denen abhängig sind, die die Ordnung mit Gewalt aufrechterhalten. Menschen plündern, weil sie es können, und sie bringen andere um, weil sie glauben, damit davonzukommen. Mit Gewalt umzugehen und gewalttätige Männer zu finden, die einen vor ande-

ren gewalttätigen Männern beschützen, wird plötzlich zu einer ernsten und drängenden Sache.

Ein Kumpel erzählte mir mal die Geschichte eines Vorfalles, der einem Freund der Familie – der Polizist ist – widerfahren war und den Standpunkt meines Erachtens verständlich macht. Ein paar Halbstarke hingen im Einkaufszentrum vor einem Buchladen ab. Sie alberten herum und sprachen Polizisten an, die vorbeikamen; unter den Polizisten war ein ziemlich kräftiger Kerl, mit dem man sich lieber nicht anlegen will. Einer der Jungs sagte ihm, daß er nicht verstehe, wozu die Gesellschaft eine Polizei brauche. Der Polizist beugte sich vor und fragte den dünnen Knaben: »Hast du irgendeinen noch so kleinen Zweifel daran, daß ich dir die Arme brechen und dein Buch wegnehmen könnte, wenn ich Lust dazu hätte?« Der Teenager, sichtlich erschüttert von der brutalen Frage, verneinte. »Genau deshalb braucht es Polizisten, Junge.«

In seinem Essay *Notes on Nationalism* schrieb George Orwell, daß für den Pazifisten eine Wahrheit zwar offenkundig, aber unmöglich hinzunehmen sei: »Diejenigen, die der Gewalt ›entsagen‹, sind dazu nur in der Lage, weil andere in ihrem Namen Gewalt ausüben.« Aus dieser Unfähigkeit, unser passives Angewiesensein auf Gewalt zu unserem Schutz zu akzeptieren, entspringt viel Unvernunft. Eskapistische Phantasien im Stil von John Lennons »Imagine« verderben unsere Fähigkeit, die Welt realistisch zu sehen und uns selbst ehrlich einzugestehen, daß Gewalt etwas ganz Natürliches für das menschliche Tier ist. Es gibt keinerlei Beweise, die die Vorstellung stützten, der Mensch sei ein grundsätzlich friedfertiges Wesen. Hingegen gibt es stichhaltige Beweise dafür, daß Gewalt immer ein Teil des menschlichen Lebens war. Jeden Tag finden Archäologen neue Schädel von Urmenschen, die von Waffen oder stumpfer Gewalteinwirkung gezeichnet sind. Die ältesten bekannten Gesetzestexte, etwa der *Codex Hammurabi*, sind von erschreckender Grausamkeit. Wenn wir uns



heute weniger bedroht fühlen, so als würden wir in einer gewaltfreien Gesellschaft leben, dann nur deshalb, weil wir so viel Macht über unser Alltagsleben an den Staat abgegeben haben. Manche nennen das vernünftig, aber wir können es genauso gut als Faulheit bezeichnen. Es scheint eine gefährliche Faulheit zu sein, zieht man in Betracht, wie wenig die meisten Menschen laut eigener Aussage Politikern über den Weg trauen.

Gewalt kommt nicht von Filmen, Videospielen oder Musik. Gewalt kommt von Menschen. Es wird Zeit, daß die Leute aus ihrer Sechziger-Jahre-Trance aufwachen und damit anfangen, wieder ehrlich über Gewalt zu reden. Menschen sind gewalttätig, und das ist in Ordnung so. Man kann dagegen keine Gesetze erlassen oder drumherumreden. Der verfügbaren Beweislage nach zu urteilen, gibt es keinen Grund zu der Annahme, daß sich jemals ein Weltfrieden einrichten oder die Gewalt »stoppen« ließe.

Es wird Zeit, zu lernen, die Streitaxt zu lieben. Die Geschichte lehrt: Wenn wir es nicht tun, wird es jemand anders tun. ■

»Halt deine verdammte Fresse. – Und du bist anscheinend schwerhörig: Steig ins Auto, los!«

## »Lieber feige als tot« – Ein theoretischer Aufruf zur Gewalt

von Caroline Sommerfeld

Gewalt ist mit Clausewitz, Weber und Luhmann wesentlich »Erzwingungshandeln«, sie erzwingt ultimativ körperliche Unterwerfung. Je weiter eine Kultur fortschreitet, desto deutlicher wird physische Gewalt überflüssig, desto mehr wird sie zu einer bloß noch symbolischen »Deckungsgarantie«, von einem Durchsetzungs- zu einem Darstellungsmittel.

Gewalt nicht anwenden zu müssen, sondern ihren Einsatz auf ihre Nichteinsetzung zu übertragen, kennzeichnet moderne ausdifferenzierte Gesellschaften. Was nämlich bleibt, ist die Drohung. Keine der modernen »symbolisch generalisierten Kommunikationsmittel« (Recht, Liebe, Politik, Erziehung usw.) funktionieren ohne das, was Luhmann ihre »symbiotischen Mechanismen« nannte, und das sind nun einmal: Körper. Politik ist Machtkommunikation, deren *Ultima ratio* – selbst in den Debatten zwischen ununterscheidbaren Blockparteien und auf allen parlamentarischen Vermittlungsebenen – Gewalt ist. Die moderne Demokratie tut nur so, als wäre diese undenkbar geworden und als wäre das ihr glanzvolles Verdienst.

///

Im Jahre 1990 ist der französische Kulturphilosoph Pascal Bruckner fast schon so gründlich infiziert von den Debatten der Nouvelle Droite um Alain de Benoist, daß er die Demokratie am liebsten ihrem selbstgemachten Untergang preisgeben würde. Tut er dann doch nicht, Linke haben da ja immer so eine irrationale Hoffnung in der Hinterhand, die alle Widersprüche versöhnen soll, aber der Beginn von *Die demokratische Melancholie* (dt. 1991) liest sich prophetisch.

Bruckner schreibt: »Demokratie fordert Haß heraus, denn sie ist die Gegnerin der dunklen Seite des menschlichen Lebens.« Sie ist so friedlich, so ausgewogen, so vernünftig und allgemeingültig, daß Gewalt, Polarisierung, Irrationalität und Unterdrückung keinen Platz mehr haben, außer als Negativpol, den zu bekämpfen die Demokratie einzig und weltumspannend berufen ist. Die Demokratie hat es geschafft, ihre Entstehungsbedingungen (Kampf gegen Unterdrückung, Ungleichheit, Gewalt und Gefahr) völlig unsichtbar zu machen. Demokratie ist uns Heutigen nur in den Schoß gefallen. Daß es einmal ein ungeheurer Kampf war, demokratische Prinzipien zu erringen, fällt uns nicht mehr auf, soll uns nicht mehr auffallen, denn fiele es uns auf, hätte die Demokratie noch nicht alle »antidemokratischen« Widersprüche abgetötet.

Manès Sperber hat 1970 den revoltierenden jungen Leuten entgegengehalten, daß es ungeheuer vermessen sei, die Nachkriegsdemokratie derart in den Schmutz zu ziehen und sie der »repressiven Toleranz« und des »Konsumterrors« zu bezichtigen, wo ihm, 1905 als galizischer Jude geboren, noch überdeutlich vor Augen stehe, was die eben erst überwundene Alternative zu dieser Gesellschaft gewesen sei. »Allerdings«, so notierte

»Wie gewaltig muß das Kulturhindernis der Aggression sein, wenn die Abwehr derselben ebenso unglücklich machen kann wie die Aggression selbst?«

Sigmund Freud: *Das Unbehagen in der Kultur*.

Sperber in seiner Schrift *Wider den Zeitgeist*, sei »ihre radikale Verachtung nur ideologisch, denn in der Praxis genießen sie mit vollen Backen alles, was der technische Fortschritt und eine generöse Wohlstandsgesellschaft Angehörigen der ›gebildeten Stände‹ bieten können, deren Appetit so konstant ist wie ihre Überzeugung, daß sie Anrechte haben, die die Vorrechte des ›Establishments‹ sind«.

Zwanzig Jahre später ist dieser Widerspruch wohlgeglättet, die Demokratie samt »sozialer Marktwirtschaft« hat sich alternativlos durchgesetzt, noch die widerborstigsten Revolutionäre haben es eingesehen, sind älter und machen mit. Ihr Verbalaktionismus ist die eingemeindete Schrumpfform des Widerspruchs. Bruckner geißelt die damals wie heute endemische »Faschismus«- und »Barbarei«-Schreierei anlässlich völlig banaler institutioneller, politischer und kultureller Erscheinungen. Es ist eine »Perversion der Begriffe, in völligem Frieden die Sprache des Krieges zu sprechen«. Wahrscheinlich merken aus diesem Grunde die gegenwärtigen Linken nicht mehr, wann es wirklich ernst wird. Ihre Hysterie im ausgehenden 20. Jahrhundert hat die Wahrnehmungsorgane bleibend geschädigt.

»Weil wir im Metaphorischen zu schwach waren, weil unsere Metaphern sich als unzulänglich erwiesen, bekommen wir jetzt die direkten Schläge auf den Kopf.«

Heimito von Doderer:  
*Tangenten*, S. 301.



Die Demokratie in Europa ist friedfertig geworden, derartig friedfertig, daß sie zum einen alle Gewalt auslagert durch Waffenverkäufe und zum anderen durch selbstgewähltes US-Vasallentum. Kämpfen sollen lieber die anderen. Peter Sloterdijk sah vor zwei Jahren in der völligen Friedfertigkeit Europas die extreme Gefahr, daß die »Schlagfertigen« dieser Welt, seien es die USA oder der Islam, mit diesem schlaffen Gegner ihr überaus leichtes Spiel hätten. Herfried Münkler nannte denselben Befund die »fehlende Opferbereitschaft in postheroischen Gesellschaften«, die sich aus politischen Gründen keine größeren Verluste leisten dürften.

»Lieber lasch als tot«, hieß demnach der Slogan unserer Epoche, schrieb Bruckner 1991: »Nie ist es uns besser gegangen – und nie waren wir weniger bereit, für unseren Wohlstand zu sterben, so als lähmte er unseren Willen zur Verteidigung. Frankreich, wie auch ein Großteil Europas, ist eine schöne reife Frucht, bereit, dem erstbesten Eroberer in die Hände zu fallen.«

Bruckner hat Anfang der 90er Jahre nicht wissen können, was weitere zwanzig Jahre später passieren würde, aber es ist, als ahnte er aus einer inneren Logik der Feigheit (»lâche« heißt eher »feige« als nur »lasch«) heraus den Anfang ihres Endes. Er zitiert Julien Benda, der meinte, man müsse immer exakt die Gegner der Demokratie hassen, weil man an dieser Geste sehe, wes Geistes Kind sie seien. Bruckners Antwort: »Meinetwegen. Aber wenn doch nun alle dafür sind?«



Der dänische Psychotherapeut Jesper Juul beobachtet seit etwa 20 Jahren, daß sich in Erziehung und institutionalisierter Pädagogik ein fatales Aggressionstabu durchgesetzt hat. Die neuromantische Kultur habe es geschafft, Erwachsenen die Bürde aufzuerlegen, immer lieb, freundlich, verständnisvoll und pädagogisch korrekt zu sein. »Wenn wir annehmen«, schreibt Juul, »daß meine Generation die Ehrfurcht vor Autoritäten abschütteln konnte – sich endlich frei fühlte, frei von Autoritäten, die vorschrieben, was und wie man zu sein hat, frei, um das zu verwirklichen, was man wirklich ist, frei von falschen Rollenspielen und frei, die eigene Identität zu bestimmen, und sich eigene Ziele zu setzen – warum haben wir, und danach unsere Kinder, den Umweg über andere Arten von Rollenspielen und eine andere Art Konformität gewählt?«

Die Gewalt der Freundlichkeit ist aus einem Kategorienfehler entstanden: Es dürfe nie wieder Krieg geben, darin waren sich alle friedensbewegten Eltern und Erzieher einig. Da die Grundlage des Krieges Gewalt sei, müsse man alle Gewalt aus der Erziehung der nächsten Generation tilgen. Da Aggression zu Gewalt führe, sei es nur konsequent, sich von ihr zu distanzieren und daraus ein Tabu zu machen.

Krieg jedoch ist nur einesteils wesentlich Gewalt, Münkler hat das anhand von Clausewitz' triadischer Kriegsdefinition herauspräpariert: zum »blinden Naturtrieb« (Haß und Gewalt) treten immer auch die zwei an-

»When all hate is from  
man's heart gone  
it's better to die  
than forever live on«

Death in June: »Little Black  
Angel«.



deren Faktoren »freie Seelentätigkeit« und »bloßer Verstand«, d.h. Agieren gemäß Wahrscheinlichkeit und Zufall sowie politischer Taktik. Und Aggression führt eben nicht notwendig zu Gewalt, sondern ist anthropologisch notwendige Zutat für Selbstbestimmung, Sexualität, materielles Überleben und jegliche kämpferische Leistung.

Das Ergebnis des Aggressionstabus ist hypersterile und durchpädagogisierte »gewaltfreie Kommunikation«, um ja niemandes Integrität noch durch »Mikroaggressionen« zu verletzen. Das Ergebnis sind rebellierende, aggressive, für psychisch krank erklärte Opfer – nicht der Gewalt, so Juul, sondern der freundlichen Gewaltfreiheit. Slavoj Žižeks ideales Liebespaar ist »interpassiv« (Robert Pfaller), es läßt lieben. Zum trauten Stelldich-ein bringt der Herr eine Taschenmuschi mit, die Dame einen Vibrator, sie überlassen die Gerätschaften ihrem Tun »and have a cup of tea instead«. Wir müssen heute gegen den tiefenwirksamsten Hedonismus aller Zeiten kämpfen, der die Massen in Liebe versammelt, dies aber, wie Freud bemerkte, immer unter der Voraussetzung, daß es noch Außenstehende gibt, an denen man sich abreagieren kann.

///

»Was meint der Ausdruck:  
Es gibt keine menschlichen  
Rassen? Er meint, daß sich  
rassistisches Denken auf et-  
was bezieht, das keine Real-  
ität hat, und zwar weder in  
der Welt der Dinge und Le-  
bewesen, noch in der des  
modernen Wissens und der  
seriösen Wissenschaft. [...] Es  
handelt sich um eine Katego-  
rie, die überkommenen bzw.  
unlauter operierenden  
Denksystemen entstammt.  
Sie ist zudem eine imaginäre  
Größe, eine phobische  
Konstruktion, und – wie  
alle Konstruktionen – da-  
her mit einer »Realität aus  
zweiter Hand« ausgestat-  
tet. »Rasse« ist das Produkt  
von Rassismus, nicht um-  
gekehrt.«

Dorothee Kimmich/  
Schamma Schahadat:  
*Diskriminierungen*, S. 14.

Mit dem *Linguistic turn* fing eine Entwicklung an, die heute in einer politischen Kommunikation endet, in der dasselbe Gewalttabu wie in der Pädagogik und in der Liebe vorherrschend geworden ist. Wittgensteins Feststellung, die Bedeutung eines Wortes sei sein Gebrauch in der Sprache (und nicht ein Gegenstand in der Welt) führte dazu, daß die sogenannte »Sprechakttheorie« nun nicht nur die wenigen Verwendungen von Wörtern beschrieb, bei denen tatsächlich im Akt des Äußerns eine Handlung vollzogen wird (z.B. jemanden taufen, das Buffet eröffnen, einen Krieg erklären), sondern Sprache generell so zu sehen begann, wie sie kausal funktioniert. *How to Do Things with Words* (John L. Austin, 1962) wurde zu einem Modell, in dem Sprache nicht bloß Handlungen kausal auslöst (was schon überzogen genug wäre), sondern als »Sprechakt« selber Handlung ist. In der deskriptiven Linguistik und Sprachphilosophie ist das ja noch ein interessantes Gedankenexperiment, doch läßt man so ein Modell auf die Politik, die Pädagogik, die Sexualität los, passiert Unvorhersehbares. Man beginnt, wirklich zu glauben, daß Sprache Gewalt sei und vor allem, daß diese Gewalt überall sei: vom »Phonologozentrismus« über die »Dispositive der Macht« zur »heteronormativen Matrix«.

Die »kritische« Rezeption des *Linguistic turns* in amerikanischem Pragmatismus, Frankfurter Schule und französischer Postmoderne erbrachte, daß es aus dem Kausalzusammenhang kein Entrinnen mehr gibt: *Hate speech* ist der alles überziehende Verdacht, daß gewalttätige Sprache unmittelbar gewalttätige Fakten schafft. Sprache wirkt in diesem Verständnis entweder »sensibilisierend« oder »gewalterzeugend«, und zu bekämpfen wäre der kritischen Logik gemäß zweiteres. Untersuchungen zu

Themen wie »Gewalt und Virtualität. Wie rechtsextreme Facebookseiten politische Gewalt schüren« hängen genau in diesem sprechakttheoretischen Gewaltbegriff fest. Daß die gewaltfreie politische Kommunikation sich in extrem aggressiven Forderungen nach strafrechtlicher Verfolgung, Account- und Profilspernung, Stigmatisierung, Verfassungsschutzbeobachtung und bewußter Verhinderung von Karrieren äußert, bestätigt die Zweiseitenform: Gewalt und Friedfertigkeit sind zwei zusammenhängende Teile eines Codes.



Renaud Camus' berühmtes Diktum, er sei dadurch zum Patrioten geworden, daß ihm verboten wurde, einer zu sein, bezeugt seine Selbstachtung angesichts einer totalen Selbstverleugnungshysterie. Angesichts einer Mormalmacht, die in sich zirkulär argumentiert, dadurch aber um so kräftiger über ihre Grenzen ausgreift, packt einen mitunter eine gewaltige Immunreaktion. Derartiges *Gaslighting* ist Erzwingungshandeln, es erzwingt Aggression! Es erzwingt die Rückeroberung der Welt, der Welt, die man augenscheinlich erfahren kann, mit Gewalt. Das Rassismustabu vernichtet phänomenale Evidenz und erzeugt, gemäß Freuds Erhaltungssatz des Seelenlebens, exakt diese. Es geht nichts verloren, weder in der Einzelsee noch im kollektiven Gedächtnis. Weltleugnung macht die letzten Weltbewohner wütend, statt sie wie geplant zu sedieren. Dann ist Aggression kein »Kulturhindernis« mehr, sondern überhaupt der einzige lebendige Impuls, Kultur zu retten. Ob das dann eine sublimierte metaphorische Gewalt oder, wenn dieser Impuls im Tabu völlig unterdrückt wird, eine echte, physische Rassenunruhe wird, hängt von der Seelenstärke der Wütenden ab.



Das gewaltfeindliche Paradigma hat sogar diejenigen fest im Griff, die es zumindest ihrer Theorieherkunft und ihrer realistischen Anthropologie nach erkennen und ablehnen müßten. Politische Bewegungen, Initiativen, Journalisten, Denker und Parteien im rechten Spektrum müssen sich von Gewalt distanzieren und tun dies auch eilfertig, sonst ist es aus mit ihnen.

Daß die Justiz, und mithin die dahinterstehende Rechtstheorie, die doch oft ideologischen Vereinnahmungsversuchen klaren Kopfes ausweichen kann, hier völlig hilflos ist und sich moralisch düpieren läßt, könnte ihr schwer auf die Füße fallen. Gewalt hat den inhärenten Vorteil, jederzeit vom symbolischen Darstellungsmittel auch wieder zum physischen Durchsetzungsmittel regredieren zu können.

Freud hatte recht. Aggressionsabwehr macht furchtbar unglücklich und neurotisch. Flamboyante Friedfertigkeit fordert Haß heraus, denn sie ist die Gegnerin der dunklen Seite des menschlichen Lebens. Wie kann man es ertragen, lieber feige als tot zu sein? An Männern muß diese Frage schlimmer nagen als an Frauen, denen ein Hang zur bruttpflegenden Friedfertigkeit in den Schoß gelegt worden ist und deren Fortpflanzungstrieb nur darunter leidet, aggressionsgehemmte ganzkörpernette »Partner« zur Auswahl zu haben.

Systemisch ist Gewaltabschneiden tödlich: Eine Seite des Codes gewalttätig/friedfertig zu eliminieren, führt zum Verenden der kompletten Doppelform, mithin, so leid es mir tut, auch der sozial erwünschten Friedfertigkeit.

Demokratie ist fragiler, als sie vermeint. Die Gefahr droht beileibe nicht »von rechts«, weil man da um ihre prekäre Lage sehr genau bescheid weiß, sondern die Gefahr ist von doppelter Art: kriegerischer Angriff von außen und selbstzerstörerisches Gewalttabu von innen. Gewalt zu »kanalisieren« und sie einzuhegen in Kunst, Sport, Videogames, einvernehmlichem Sex und Erwachsenenfilmen läuft ihrer Natur zuwider. Demokratie, so Bruckner am Ende der *Demokratischen Melancholie*, »muß sich ihr Gegenteil, Gewalt, Unnachgiebigkeit, Leidenschaft, einverleiben, sie kolonisieren« – das wahrhaft Große an der Gewalt ist jedoch, daß sie das alles nicht mit sich machen läßt.

»Megalopathen« würde Sloterdijk gern jeden Erwachsenen nennen, den die großen Dinge in Mitleidenschaft ziehen. Wer von Gewalt in Mitleidenschaft gezogen wird, kann sie nur verteidigen. Welche Folgen das *in puncto* Feigheit und Todesgefahr haben kann, muß einem dabei klar sein.

Literaturhinweise:

Pascal Bruckner: *Die demokratische Melancholie*, Hamburg 1991;

Heimito von Doderer: *Tangenten*, München 1995;

Sigmund Freud: *Das Unbehagen in der Kultur*, Wien 1930;

Jesper Juul: *Aggression*, Frankfurt a.M. 2013;

Dorothee Kimmich/Schamma Schahadat (Hrsg.): *Diskriminierungen. Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 2/2016, S. 9–21;

Herfried Münkler: »Krieg«, in: *Erwägen, Wissen, Ethik*, 1/2008, S. 27–43;

Peter Sloterdijk: »Die Abhängigkeit des Friedfertigen vom Schlagfertigen«, in: *NZZ* vom 15. Oktober 2015;

ders.: *Weltfremdheit*, Frankfurt a.M. 1993;

Manès Sperber: »Wider den Zeitgeist«, in: ders.: *Sieben Fragen zur Gewalt*, Wien 1972;

Slavoj Žižek: »Theology, Negativity and the Death-Drive«, Vortrag am 6. Mai 2015 im Wiener Burgtheater.

# Migration und Streßtraining

von Marc Jongen

Mit der Grenzöffnung durch das Merkel-Regime vom August 2015 wurde ein Sozialexperiment historischen Ausmaßes in Gang gesetzt. Während Experimente unter Laborbedingungen die Eigenschaft haben, ohne Folgen für die Umwelt beliebig wiederholt werden zu können, bis ein gewünschtes Ergebnis erreicht ist, stellt das hunderttausendfache rechtswidrige Eindringen kulturfremder Menschen, großteils junger muslimischer Männer, auf deutsches Staatsgebiet einen einmaligen, in all seinen Folgen irreversiblen Vorgang dar. Die Zeit des Experiments ist identisch mit der historischen Zeit, das Labor ist die Gesellschaft selbst, wir alle sind, ungefragt, zu Bestandteilen der Versuchsanordnung geworden, in den weiteren Ablauf der Ereignisse auf Gedeih und Verderb verwickelt.

Die politischen und psychosozialen Umwälzungen der kommenden Monate und Jahre sind aus den Anfangsbedingungen dieses Experiments mit beinahe naturgesetzlicher Präzision abzuleiten: Das den Gegebenheiten völlig inadäquate »politisch korrekte« Beschreibungs- und Bewertungssystem, das gegenwärtig noch den Ton angibt, wird Stück für Stück unter den Hammerschlägen der ihm grausam widersprechenden Realität zerbersten, es wird in seiner Agonie noch wütende Radikalisierungen erleben, sich am Ende aber einem robusten Realismus ergeben müssen. Die Erinnerung daran wird die an einen bösen Traum sein, an einen kollektiven Wahn, so wenig mehr nachvollziehbar wie etwa die Kriegsbegeisterung des Jahres 1914 – so zumindest die optimistische Variante, die von der Aktivierbarkeit verborgener Widerstandskräfte ausgeht. In der pessimistischen kommen »wir« am Ende nicht mehr vor.

Das Ungeheure dieser Geschehnisse steht in eklatantem, geradezu groteskem Kontrast zur geistigen und moralischen Kleinheit derer, die sie politisch zu verantworten haben. Die sich Kanzlerin nennende Matrone an der Spitze des Staates, in deren Namen schon jetzt das Verhängnis mitklingt, als das künftige Historiker – sollte es sie noch geben und sollten sie bei Trost sein – ihr Tun zweifelsohne beschreiben werden, erhebt sich in den Rechtfertigungsversuchen ihres Handelns kaum über das Niveau einer Konfirmandin. Es zeugt vom desaströsen Zustand der deutschen Medien wie auch eines Großteils der sogenannten Intellektuellen, daß sie in die erbärmlichen Sätzchen dieser splinternackten Kaiserin habituell tiefere Bedeutung und politische Weisheit hineinhalluzinieren – anfangs wohl durch das Amtsscharisma geblendet, mittlerweile in verzweifelter Flucht vor der eigenen Lebenslüge.

Kein Wunder, daß im Schatten der offiziellen Berichterstattung des öffentlich-rechtlichen Siederungsfunks und seiner dauerpalavernden Günstlinge die Verschwörungstheorien ins Kraut schießen. Wo geradezu infantile Motivationen für folgenschwerstes staatliches Fehlverhalten geltend gemacht werden (»Wenn man jetzt auch wieder die Bilder aus Aleppo sieht ...«), da drängt sich zwingend der Verdacht auf, es handele sich um

»Das Motiv, mit dem wir an diese Dinge herangehen, muß sein: Wir haben so vieles geschafft – wir schaffen das! Wir schaffen das, und dort, wo uns etwas im Wege steht, muß es überwunden werden, muß daran gearbeitet werden.«

Angela Merkel,  
August 2015.

»Ist mir egal, ob ich schuld am Zustrom der Flüchtlinge bin. Nun sind sie halt da.«

Angela Merkel,  
September 2015.

»Ich weiß, daß es Sorgen vor dem Islam gibt. Dann muß man eben mal ein paar Liederzettel kopieren und einen, der noch Blockflöte spielen kann mal bitten ... Ja, ich meine das ganz ehrlich! Sonst geht uns ein Stück Heimat verloren.«

Angela Merkel,  
Oktober 2016.



Deckbehauptungen für die perfiden Pläne im Hintergrund agierender Subjekte, die sich der politischen Pappkameraden auf der medialen Bühne nur zur Tarnung und Irreführung des Volkes bedienen.

Dabei kann man die Ereignisse auch ganz ohne den Rückgriff auf dunkle Strippenzieher oder einen zynischen Masterplan erklären: als wenn nicht notwendige, so doch zumindest nachvollziehbare Folge einer schon lange anhaltenden kulturellen (Fehl-)Entwicklung. Was muß in den Jahren und Jahrzehnten vor einer historischen Fehlleistung wie derjenigen Merkels in einem Land geschehen sein, damit eine solche überhaupt möglich wird? In welchem Zustand, in welcher Entwicklungsphase muß sich eine Kultur befinden, damit der Großteil ihrer Angehörigen einen Rechtsbruch allergrößten Ausmaßes durch die eigene Regierung gar nicht mehr als solchen zur Kenntnis nimmt, sondern ihn als eine Art Triumph gegenwärtiger Humanität über die Hartherzigkeit früherer Gesetzgeber feiert? Wie konnte eine Gruppe von Personen an die Regierung kommen und sich dort hartnäckig halten, deren Tun – und Unterlassen – geradewegs auf die Abschaffung der eigenen Kultur, des eigenen Volkes hinausläuft?

In seinem Buch *Die Natur der Kulturen* von 1996 entwirft Heiner Mühlmann eine »kulturgenetische Theorie« unter Einbeziehung soziobiologischer, neurowissenschaftlicher und evolutionstheoretischer Erkenntnisse, die geeignet ist, den klebrigen humanitaristischen Nebel zu durchstoßen, in den das Thema der Migranteninvasion hierzulande eingehüllt ist. Sie erlaubt es, einen nüchternen, realistischen Blick insbesondere auf die erstaunliche Widerstandslosigkeit zu werfen, mit der die Deutschen sich überrennen und als Helfer, um nicht zu sagen Knechte der »Schutzbedürftigen« in Anspruch nehmen ließen.

Am Anfang jeder Kultur, so Mühlmann, steht ein Akt der Gewalt, nämlich der Krieg oder, wie er es nennt, die Maximal-Stress-Cooperation (MSC). Indem die Individuen einer Population im Maximalstreß des Kampfes um Leben und Tod gegen einen realen oder zuweilen auch imaginierten Aggressor miteinander kooperieren und auf diese Weise zusammengeschießt werden, schaffen sie die psychosozialen und affektiven, die »natürlichen« Grundlagen einer Kultur. Dieses Schema läßt sich schon bei Primatenhorden beobachten und gilt für Stammeskulturen und neotribalistische Gruppen wie Hooligans genauso wie für die »noblen« Hochkulturen. Kulturen sind »wilde Tiere«. Technischer gesprochen, ist eine Kultur kein räumliches Gebilde, schon gar kein Ensemble von Artefakten wie Bauwerken oder Musikstücken, sondern eine Vererbungsdynamik von Regeleinstellungen – gewissermaßen ein psychosozialer Algorithmus.

Bei der Herausbildung dieser Regeleinstellungen ist die Phase der Relaxation nach dem MSC-Ereignis entscheidend. Auf biologischer Ebene fallen in der Entspannung nach dem Kampf die Adrenalinwerte der Kombattanten auf Normalniveau zurück, die Testosteronwerte steigen, aber nur beim Sieger: Beim Verlierer fallen sie unter Normalwert. Im Falle einer totalen Niederlage kann das zur völligen Apathie und sogar – bei Primaten nachgewiesen – zum Tod nach wenigen Tagen ohne weitere Fremdeinwirkung führen. Der Sieger dagegen schwelgt in einem Hochgefühl.

Analog zu diesen biologisch völlig unterschiedlichen Reaktionsweisen wird je nach Sieg oder Niederlage auch die Neujustierung der kulturellen Regeleinstellungen, anders gesagt, die Formatierung des Wertesystems ausfallen, die in der poststressalen Relaxationsphase vorgenommen wird. In der kriegerischen Kultur Europas war von den griechisch-römischen Anfängen bis hinein in das 18. Jahrhundert das von Mühlmann sogenannte Decorum-System intakt. Es sorgte für ein jahrhundertlang stabiles *Ranking* von »Erhabenen« und »Niedrigen«, nach dem sich rhetorische Figuren und Gesten, Literaturgattungen, Architektur- und Musikstile und vor allem auch die jeweils dazugehörigen Gefühle organisierten. Gewissermaßen das Emblem des alteuropäischen Decorums ist der römische Triumphbogen, durch den der siegreiche Kaiser oder Feldherr mit seiner Armee und seiner Kriegsbeute hindurchzog. Unser »Brandenburger Tor«, unter dem heute nur noch die Touristen flanieren, ist ein später Nachkömmling davon.

Auf eine zeitgenössische Formel gebracht, legt das Decorum-System fest, was als »politisch korrekt« gilt, wobei das heutige, von den USA aus den gesamten Westen und mithin auch Deutschland erfassende System der *Political correctness* sich klar als Verlierer-Decorum zu erkennen gibt. Ge-

»Das mächtige Energiewesen Kultur existiert. Man kann es nicht durch Philosophie beschwichtigen. Man kann seine Existenz mit philosophischen Argumenten leugnen. Aber sobald man die nächste Zeitung aufschlägt, wird man lesen, was da über Rwanda, Bosnien, Irak, die Krim, die Hooligans in Magdeburg oder die Ghetto-Rap-Sänger in Los Angeles geschrieben steht.«

Heiner Mühlmann: *Natur der Kulturen*, S. 47.

nauer gesagt: als Umdeutung und Umwertung der Werte der ehemals imperialen Kultur zugunsten von Opfergruppen und Marginalisierten, die in dem Maße Einfluß auf die kulturellen Regeleinstellungen gewinnen, wie sich die Siege des Imperiums verbraucht haben und ihre materiellen und moralischen Kosten geltend machen. In der *Political correctness* nehmen die Erniedrigten und Beleidigten an ihren tatsächlichen oder vermeintlichen Unterdrückern Rache.

Damit es so weit kommen kann, muß der Niedergang allerdings schon weit fortgeschritten sein. Nach Mühlmanns kultureller Phasenlehre beginnt mit der sogenannten »Moderne« für Europa die Phase der »Degeneration«, die zugleich die Phase der »Hybris« ist. In der sich jetzt herausbildenden »ästhetischen Kultur« sorgt ein Abschirmungseffekt dafür, daß sich das Wertungssystem vom Bereich des Krieges abkoppelt. Dieser wird nicht mehr wie in der Decorum-Kultur durchgängig von allen gefühlt, sondern vergessen und verdrängt, gewissermaßen »sich selbst überlassen« – Stell dir vor es ist Krieg, und keiner geht hin!

Die losgelösten Scheinwerte von heute sind, wie wir bitter konstatieren müssen, die Werte der »Willkommenskultur«. Nur unter einer kulturellen Käseglocke, wie sie der dekadent-ästhetische »Abschirmungseffekt« erzeugt, konnten die humanitaristischen Träume von der Gleichheit und Gutwilligkeit aller Menschen, der »Schutzbedürftigkeit« alles Fremden, konnten bedingungsloser Pazifismus, *No-Border-* und *Refugees-welcome*-Ideologien, kurz die Ingredienzien der deutschen Willkommenskultur wie in einem schwülen Treibhaus gedeihen, abgeschirmt vom rauhen Wind der Realität. Wo dieser spürbar weht, ziehen sich besagte Ideologien rasch in die linksradikalen Nischenmilieus zurück, in denen sie ursprünglich ausgebrütet wurden.

Derart vollständig ist Deutschland in diese kulturelle Atmosphäre der Unwirklichkeit mittlerweile eingetaucht, daß sich selbst seine »Eliten« in ihrem Sprechen und Handeln ganz davon durchdrungen zeigen und die Lage nach denselben illusionären Kategorien bewerten wie ein x-beliebiger medialer Endverbraucher. Die heute am Ruder befindliche Politikergeneration ist bereits deutlich nach dem letzten europäischen MSC-Ereignis, dem Zweiten Weltkrieg, geboren und hat jeden Rest der Lektion daraus abgestreift, die der Generation von Helmut Schmidt und selbst der von Helmut Kohl noch in den Knochen steckte. Zweifelsohne gibt es globale Akteure, die die verhängnisvollen Entwicklungen, die unsere »Regierenden« täppisch lostreten, in bewußtem, zynischen Kalkül anstreben. Die traurige Realität ist jedoch, daß der hybride Humanitarismus letzterer schon ganz von selbst für eine objektiv zynische Politik sorgt.

Der Fall Deutschlands ist insofern ein besonderer, als es nach der totalen Niederlage im Zweiten Weltkrieg eigentlich kulturelle Regeleinstellungen der totalen Submission und Selbstverleugnung hätte entwickeln müssen. In Teilen ist dies auch geschehen und macht uns in Gestalt des berüchtigten »Schuldskults« schwer zu schaffen. Ganz durchsetzen konnte sich dieser Schuldskult allerdings nie, weil die Siegernationen, allen voran die USA, Deutschland schon bald nach dem Krieg in ihre Sphäre eingemeindeten und – um den Preis der *Reeducation* – an ihren Regeleinstellungen der Dominanz partizipieren ließen. Wenn Björn Höcke in seiner umstrittenen Dresdner Rede davon sprach, die Deutschen zeigten die Gemütslage eines »total besiegtten Volkes«, so ist dies also ein Ergebnis selektiver Wahrnehmung. Deutschland war in den Nachkriegsjahrzehnten und ist bis heute nicht so sehr von Submission geprägt als vielmehr von »Subdominanz«. Gerade in solcher Position – bei Auslagerung der Wehrhaftigkeit ins Ausland, unter den atomaren Schutzschild des »großen Bruders« USA – wird die »Abschirmung« noch potenziert und nimmt die »Hybris« der kulturellen Degenerationsphase jenen unangenehmen Zug ins Moralistische an, der für das offizielle Deutschland so typisch geworden ist. Merkels »moralischer Imperialismus« ist perfekter Ausdruck davon.

Außerhalb der abgeschirmten, »zivilisierten« Zone, auf freier Wildbahn gewissermaßen, streifen die »wilden Kulturtiere« freilich wie eh und je umher und werden einander zu – oft tödlichen – Stressoren. Hier zeigt auch der »zivilisierte Westen« ein ganz anderes, nämlich – qua Drohnenkrieg und permanenten militärischen Interventionen – ein nach wie vor imperial-oppressives Gesicht. Auf Europa, die weiche Flanke des »Westens«, schauen die betroffenen Kulturen, allen voran der Islam, mit dem

»Der engere Kulturbereich ist nur noch auf sich selbst gerichtet. Er erzeugt Sinn und Werte, die losgelöst sind von der adaptiven Realität des Lebens. Die Werte sind Scheinwerte.«

Heiner Mühlmann: *Natur der Kulturen*, S. 129.

»Der metaphysische Charakter und die Kriegsschuld der Kultur bleibt jedoch immer das komplementäre Paßstück des erfolgreichen Kriegssystems, wie die elitär erzogene Tochter des Mafiabosses, die das Böse auf der Welt nie kennengelernt hat, ihre Tugend und ihren Edelmut gerade dem beruflichen Erfolg ihres Vaters verdankt.«

Heiner Mühlmann: *Natur der Kulturen*, S. 129.



Franz von Stuck:  
Kämpfende Amazone, 1897

Blick der Gedemütigten, die ihre Chance auf Rache, zumindest auf Revanche wittern. Man darf sich nichts vormachen: Der tödliche Haß, den der sogenannte »Islamische Staat« gegenüber dem Westen offen zur Schau stellt, ist nur der explizit gewordene, ins Maßlose gesteigerte Groll, der im kollektiven Unbewußten der islamischen Welt im Ganzen rumort. In den Menschenschlachthäusern des IS sind die höllischen Rachephantasien einer gedemütigten Kultur unter brachialer Ausschaltung aller Ich-Zensur und Über-Ich-Sublimierung ins Reale gekippt.

Eine relevant große Gruppe von Individuen aus diesen Breiten ist jetzt in die deutsche Komfortzone eingedrungen und sorgt dort durch tagtägliche mikrostressorische Ereignisse für einen landesweit signifikant erhöhten Streßlevel. Was geschieht beim anachronistischen Aufeinandertreffen zweier Populationen mit unterschiedlichstem Zivilisierungsgrad auf engstem Raum? – so die zynische Leitfrage des imaginären Laborleiters, dem wir dieses Experiment zu verdanken haben. Während die leichtbekleideten *Refugees-welcome*-Mädchen des Sommers 2015 noch an die Zutraulichkeit gezähmter Beutetiere gemahnten, die in langer Gefangenschaft die natürlichen Fluchtinstinkte verloren haben, hat nach den zahlreichen, teils äußerst brutalen Vergewaltigungen und sonstigen Gewaltverbrechen durch Migranten, insbesondere nach der Belästigungsorgie der Kölner Silvesternacht 2015/16, inzwischen ein Lerneffekt eingesetzt. Europa, auch Deutschland, beginnt – unter Schmerzen und Streit – seine kulturellen Regeleinstellungen neu zu justieren, lange vergessene und verdrängte Grundbedingungen kultureller Selbstbehauptung treten wieder ins Bewußtsein.

Heiner Mühlmanns politische Handlungsempfehlung läuft darauf hinaus, daß um des Weltfriedens willen das »wilde Tier Kultur« gezähmt werden müsse, sprich die »Zivilisation« an seine Stelle zu setzen sei. Abgesehen davon aber, daß er, um das Gelingen einer solchen Operation plausibel zu machen, zu teils abenteuerlichen Konstruktionen greifen muß – so erwägt er eine molekulargenetische Veränderung des Menschen, um den MSC-Regelapparat außer Kraft zu setzen –, geht er (im Jahr 1996) noch von der Prämisse aus, daß »die Westliche Kultur auf der Erde keine gleichwertigen Feinde mehr hat« (*Die Natur der Kulturen*, S. 130). Dieser an Francis Fukuyamas These vom »Ende der Geschichte« und vom weltweiten Triumph der liberalen Demokratie erinnernden Einschätzung können wir heute nicht mehr zustimmen. Vor dem Hintergrund eines immer aggressiver auftretenden Islams würde die weitere Arbeit an der eigenen »Zivilisation« – im Sinne einer Abschaffung der »Selfish culture« zugunsten einer »Altruistic culture« (Ebenda, S. 146) – auf eine umfassende Selbstabschaffung hinauslaufen.

Wer dies nicht will, für den bleibt nur ein Weg offen: die Verjüngung der eigenen Selbstbehauptungskräfte durch Besinnung auf die genetischen Grundlagen der Kultur. Diese Besinnung ist kein intellektueller Akt, sondern wird dem gesamten Volk durch ein permanentes, auf die tieferen Gemütsschichten wirkendes Streßtraining jetzt förmlich oktroyiert. Das muß und darf, um ein fatales Mißverständnis auszuschließen, kein neues MSC-Ereignis zur Folge haben. Aber Krieg und Bürgerkrieg vermeidet man nicht, indem man die gewaltsamen Quellen der Kultur verleugnet und mit illusionären Scheinwerten übertüncht, sondern indem man ihnen ins Auge blickt, sie einhgt und in eine zivile Wehrhaftigkeit überführt. ■

Literaturhinweis:

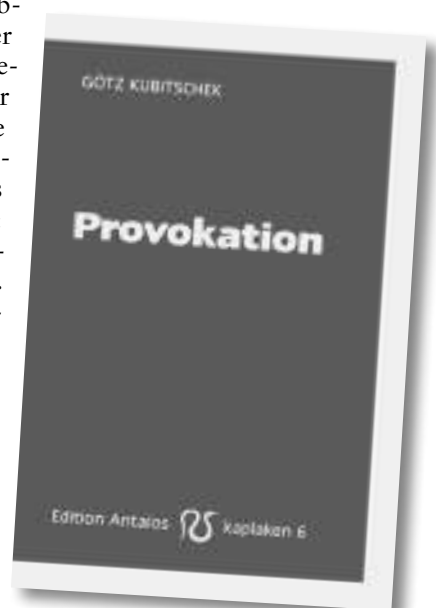
Heiner Mühlmann: *Die Natur der Kulturen. Entwurf einer kulturgenetischen Theorie*, Wien/ New York 1996.

# Selbstverharmlosung

von Götz Kubitschek

Als ich 2009 mein mittlerweile längst vergriffenes Pamphlet *Provokation* veröffentlichte, stellte ich dem Buch folgendes Motto voran: »Laßt uns, wenn wir uns treffen, niemals harmlos über das Harmlose reden.« Diese Aufforderung – vor allem an mich selbst gerichtet! – hat heute noch weit größere Berechtigung als damals. Denn damals lebten wir noch im BRD-Biedermeier: Der Umbau in eine an der Lebenswirklichkeit der Normalbürger vorbeikonstruierte Gesellschaft lief gemächlich, sedierte, ungestört ab, und wie immer vor großen Erschütterungen waren es wenige feiner justierte Seismographen, die erste Haarrisse in der Kruste aufzeichneten. Mittlerweile nimmt jeder Besitzer eines Twitter-Accounts wahr, daß die Dinge in Deutschland ins Rutschen geraten sind: Es gibt eine täglich tiefer werdende Kluft zwischen den offiziellen Durchhalteparolen und der Lebenswirklichkeit im Lande. Die Verteidiger des rasenden Gesellschaftsumbaus, die Nutznießer der Ausbeutung unseres fehllaufenden Staates haben verbal und strukturell fast alle Hemmungen verloren, um zu bekämpfen und zu verhindern, was zwangsläufig kommt und von immer mehr mutigen Leuten organisiert wird: die Gegenbewegung zu den elenden Gesellschaftsexperimenten auf allen Feldern. Diese Gegenbewegung, von uns auch als Widerstandsmilieu mit seinen unterschiedlichen Widerstandsbausteinen bezeichnet, hat sich parteipolitisch, publizistisch, aktivistisch und mental bereits jetzt so durchgesetzt, daß ihr die an lässige Siege gewöhnte politisch-mediale Klasse ratlos gegenübersteht. Es handelt sich um einen Erdbeben, der die Talsohle noch nicht erreicht hat, von dem also noch keiner weiß, was er auf seiner Bahn noch mitreißen, zermalmen und verschütten wird. Es gibt Alternativen für Deutschland in allen Bereichen: Der große Abgeordneten-Austausch hat erst begonnen, nonkonforme, rechte Medien verzeichnen Wachstum, wo das herkömmliche Angebot in den Zeitungsständen vergilbt, und »Wir schaffen das« wird nur noch von Leuten verwendet, denen nichts peinlich ist.

Die dümmen unter den selbsternannten Verteidigern einer offenen, geistig geradezu homogenen Gesellschaft holen ab und an noch mit der Faschismuskeule aus, aber sie fahren damit nur mehr durch die Luft oder finden sich zur Kenntlichkeit entstellte im Internet wieder, verwundert sich die Augen reibend, wenn ihnen jemand erklärt, daß diese Keule nicht mehr treffe und die Regeln des herrschaftsfreien Diskurses nicht mit dem Selbstverständnis einer linksliberalen, superoffenen und toleranten Gesellschaft vereinbar seien. Aber Denunziations- und Empörungsskandale sind eben keine Methode, sondern Ausweise schlechter Charaktereigenschaft: Ständig ist irgendwer »fassungslos« darüber, daß Höcke ebenso



*Der Essay Provokation ist mittlerweile in korrigierter Fassung in Kubitscheks Buch Die Spurbreite des schmalen Grats erschienen und somit wieder verfügbar.*

laut denken darf wie Trittin, Petry selbstverständlich FPÖ-Hände schütelt und gemeinsam mit Geert Wilders und Marine le Pen auf der Bühne steht, Piriñci immer noch Bücher veröffentlicht und keine Woche ohne Artikel über die Köpfe der Neuen Rechten, die Identitären oder den nächsten prominenten parteilichen Aus- oder Übertritt vergeht, wobei sich ein neues Thema durchzusetzen beginnt: wie zu verhindern wäre, daß die Auseinandersetzung, die ja längst geführt wird, auf Augenhöhe gehoben wird. Noch immer treten in Talkshows vier Gute gegen den einen Bösen an, und selbst über dieses gebotene Podium sind viele noch immer fassungslos.

Diese »Fassungslosigkeit« ist ein Ausdruck der Hilflosigkeit: Höcke ist Fraktionschef und geht den »Thüringer Weg«, Petry weiß rund 15 Prozent der Wähler hinter ihrer Partei, bundesweit, und das sind ein paar Millionen Leute. Piriñci findet einen neuen Verlag, auch dann, wenn Amazon, Libri, KNV, Random House und Heiko Maas in Treue fest zusammenstehen. Und wenn, wie im Januar geschehen, der sachsen-anhaltische Innenminister Holger Stahlknecht seine Beteiligung an einer Podiumsdiskussion im Theater Magdeburg mit meiner Beteiligung absagt, weil er von seinem Ministerpräsidenten zurückgepfiffen wird (es arbeiteten ganz viele Entmündigter mit Erfolg daran), dann wird er eben für den März zusagen, oder im Sommer oder in einem Jahr: Wir sind dran, sind interessant, das ist ja logisch, und alles andere wäre komisch.

Entmündigter? Ja, dieser Begriff ist bewußt gesetzt, denn auch in der Diskussionsverhinderung (der dritten von fünf Stufen der politischen Abwehrschlacht des Establishments) liegt verschüttet eine Gretchenfrage: Sagt, wie habt ihr's mit der Mündigkeit, mithin der Vernunftbegabtheit, mithin der Wahlbefähigung des Normalbürgers? Ist er nur dann mündig, wenn er einen Bundespräsidenten Steinmeier akzeptiert, der in der einzigen freien Wahl, der er sich außerhalb seiner Partei je stellte, eine derbe Schlappe gegen Merkel kassierte? Oder ist der Normalbürger auch dann vernunftbegabt und einer Entscheidung fähig, wenn er sein Kreuz bei der AfD macht?

Und wenn er auch in diesem Falle mündig ist: Warum sollte er dann nicht einer Diskussion beiwohnen wollen und dürfen, zu der die nicht gerade Nichtintellektuellen im Theater Magdeburg unter anderem mich luden und an der teilzunehmen Innenminister Holger Stahlknecht nicht aufgrund einer verlorenen Wette, sondern vermutlich in der Überzeugung zugesagt hat, daß er mir argumentativ gewachsen, wo nicht überlegen sei?

Aber so handelt der panische Mensch eben nicht: gelassen, auf das eigene Argument vertrauend; er verhindert lieber, bekämpft, maßregelt, verleumdet, vertuscht, kreischt, holt sich Bestätigung bei anderen ab, die auch bloß 500 Freunde bei Facebook und 500 Verfolger bei Twitter haben, und wenn sie ihn denn verhindern haben, den herrschaftsfreien Diskurs, die Nahtstelle der offenen Gesellschaft, dann freuen sie sich über diesen neuerlichen Beweis, den Bürger und die Demokratie geschützt zu haben vor einer gefährlichen Gegenrede.

Dies allein macht aus jedem unserer möglichen Auftritte ein Politikum und aus einer tatsächlichen Diskussionsrunde eine ernste Sache. Es wird da nie geplänkelt werden können, denn – wie überall – geht es auch in Sachen Meinungsfreiheit (die im politischen Raum immer eine Frage der Meinungsäußerungsmöglichkeit ist) um den Grenzfall: Daß das Establishment ganz ohne ein Hinzutretendes jede Talkrunde bestuhlen kann, wird täglich auf allen Kanälen bewiesen, aber genau das beweist noch gar nichts.

Die Verhinderungsstrategien aber beweisen viel: vor allem die Angst davor, daß aus einer eingespielten Harmlosigkeit plötzlich etwas Ernstes würde, und dieser Ernst ist zunächst nichts anderes als die Eroberung des vorpolitischen Raumes zum einen und der parlamentarischen Verfügungsräume zum andern. Dies ist tatsächlich ein strategischer Vorgang, eine Frage der Durchsetzungskraft, der Macht, eine Ausweitung der sprachlichen, finanziellen und strukturellen Kampfzone, und daher ist auch das militärische Vokabular angemessen: Auch die Grünen lassen nicht nur in den Kosovo einmarschieren, sondern machen Wahl-Kampf.

Es kommen bei dieser Auseinandersetzung auf unserer Seite drei in-einander verschränkte Methoden zur Anwendung: Die eine besteht darin, in Grenzbereichen des gerade noch Sagbaren und Machbaren provozie-

Die Stufen der establishmentgetragenen politischen Abwehrschlacht:

1. Ignorieren
2. Diffamieren
3. Verhindern
4. Einbetten
5. »Was? Ich? Ich war schon immer der Meinung, daß man mit euch hätte reden sollen, der P. kann das bezeugen, und außerdem: Schwamm drüber nicht?«

rend vorzustoßen und sprachliche oder organisatorische Brückenköpfe zu bilden, zu halten, zu erweitern und auf Dauer zum eigenen Hinterland zu machen. Das ist – ins Zivile übersetzt – nichts anderes als die Schaffung neuer Gewohnheiten. Die Sprache erweitert sich um neue Begriffe, das Argumentationsrepertoire um neue Vernüpfungen, die Wahrnehmung um neue Benennungsmöglichkeiten, und wir würden immer behaupten: Die Wand aus Milchglasbausteinen wird Stück für Stück ersetzt durch blankpolierte Scheiben, durch die man sieht, was draußen wirklich vor sich geht.

Die zweite Methode verhält sich zur ersten korrigierend: Es gibt in der militärischen Lehre den Begriff der »Verzahnung«. Es geht dabei um die Auflösung klarer Fronten zu dem Zweck, die feindliche Artillerie am Beschuß zu hindern: Wenn klar wird, daß der Gegner über die stärkere Feuerkraft verfügt, verzahnt man sich mit den Truppen des Gegners, stößt vor, erobert ein paar Stellungen und sorgt für ein unklares Lagebild. So weiß der Gegner nie, ob er nicht auch die eigenen Leute trifft, wenn er feuert; oder er weiß es ganz genau – dann wird er seine Geschosse vielleicht nicht abfeuern. Aufs Politische übertragen: Sprachlich kann man dadurch verzahnend vorstoßen, daß man zitiert und auf Sprecher aus dem Establishment verweist, die dasselbe schon einmal sagten oder wenigstens etwas Ähnliches. Verzahnen bedeutet auch: eine provozierende Sache nie ungeschützt zu unternehmen und nie alleine zu weit vorzustoßen, sondern stets darauf zu warten, daß diejenigen, die nicht weit entfernt sind, den Anschluß halten. Sie verlieren ihn dann, wenn sie keinen Vorteil mehr darin sehen, den gemeinsamen Weg fortzusetzen, und zwar als Teil der Avantgarde, nicht als Teil jener, die irgendwann in die gesicherten Bereiche nachschlurfen.

Beide Methoden dürfen das wohl Wichtigste nicht behindern oder gar gefährden, das einer auf Wählermassen angewiesene Partei oder einem auf Massenpublikum ausgerichteten Medienprojekt als Aufgabe gestellt ist: die »emotionale Barriere« einzureißen, die zwischen dem Normalbürger und seiner Hinwendung zur politischen und vopolitischen Alternative aufgerichtet ist. Diese Barriere ist ein vom politisch-medialen Komplex der Alteliten liebevoll gepflegtes Bauwerk. Es ist wirkmächtiger als jedes Verbotsverfahren, denn es ist noch in der Wahlkabine der kleine Kobold auf der Schulter des Wählers, der sein Kreuzchen bei der AfD setzen will. Vor dieser Übersetzung eines lange genährten Wechselwunsches und der damit verbundenen Wahlentscheidung in den tatsächlichen Vollzug kommt es zur Einflüsterung in letzter Sekunde: Ist man sich ganz sicher, daß man das noch immer Unkalkulierbare wählen will, das vielleicht doch Böse, Häßliche, Rückwärtsgewandte, Intolerante, zu recht Verteufelte?

Die emotionale Barriere verhindert die vorurteilsfreie Beschäftigung mit den Themen, dem Personal, den Auftritten der Alternativen für Deutschland, mehr: Sie hindert noch immer große Teile der Bürger daran, eine Beschäftigung mit diesen neuen Angeboten überhaupt für statthaft zu halten und zwanglos an der Auslage entlangzuschlendern. PR-Berater wie Thor Kunkel, der im Berliner Wahlkampf der AfD nonkonform agierte, halten die Beseitigung der emotionalen Barriere für die entscheidende Aufgabe. Die Methode, mit der diese Aufgabe gelöst werden könnte, ist – wir sind damit bei der dritten angelangt – ein Vorgang, für den der Begriff »Selbstverharmlosung« eingeführt werden könnte: Es ist der Versuch, die Vorwürfe des Gegners durch die Zurschaustellung der eigenen Harmlosigkeit abzuwehren und zu betonen, daß nichts von dem, was man fordere, hinter die zivilgesellschaftlichen Standards zurückfalle. Kurz: Derjenige, der eine alternative Politik für unser Land formulieren sollte, kommt bei konsequenter Anwendung dieser Methode beinahe in Erklärungsnot darüber, warum sich das, was er vorhat, nicht ganz einfach in den alten Parteien, Medien und Strukturen umsetzen lasse.

Wenn die Gefahr der Methode des Raumgewinns durch Provokation und Angriffslust darin besteht, als Gefährder des gesellschaftlichen Friedens und der jahrzehntelang gültigen Spielregeln geächtet zu werden, besteht sie bei der Absenkung der emotionalen Barriere durch Suggestierung von Unterschiedslosigkeit darin, eines nahen Tages tatsächlich aus der Harmlosigkeit nicht mehr herauszufinden. Es sind dann zu viele Stellungen aufgegeben worden. Es wird dann die Selbstverharmlosung von einer Methode zur zweiten Haut geworden sein. ■

# Staatspolitisches Handbuch



## Deutsche Daten Band 5

224 S., kartoniert, fadengeheftet, 15 €

Schnellroda 2017

ISBN 978-3-935063-58-6

Der Abschlußband! Von der Zeit der Völkerwanderung über das Mittelalter und die Neuzeit bis ins verheerende 20. Jahrhundert reichen die 100 Artikel der *Deutschen Daten*. – Wer das gesamte *Staatspolitische Handbuch* mit insgesamt weit über 1000 Seiten und rund 500 von drei Dutzend Autoren verfaßten Artikeln lesen möchte, sollte den günstigen Paketpreis nutzen.

## Deutsche Orte – Band 4

220 S., kartoniert,  
fadengeheftet, 15 €

Schnellroda 2014

ISBN 978-3-935063-57-9



## Vordenker – Band 3

253 S., kartoniert,  
fadengeheftet, 15 €

Schnellroda 2012

ISBN 978-3-935063-56-2



## Schlüsselwerke – Band 2

263 S., kartoniert,  
fadengeheftet, 15 €

Schnellroda 2011

ISBN 978-3-935063-55-5

## Leitbegriffe – Band 1

176 S., kartoniert,  
fadengeheftet, 15 €

Schnellroda 2009

ISBN 978-3-935063-54-8

**Bei Abnahme aller fünf Bände gilt ein Paketpreis von 60 €.**

VERLAG  ANTAIOS

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra

Tel: (034632) 90 43 96 · Fax: (034632) 90 43 97 · e-Post: [vertrieb@antaios.de](mailto:vertrieb@antaios.de)

[www.antaios.de](http://www.antaios.de)

# Gewaltmonopol und »starker Staat«

von Nils Wegner

Gleich zu Jahresbeginn, am 3. Januar, sorgte Bundesinnenminister Thomas de Maizière (CDU) für erhebliche Aufregung, als er in einem Gastbeitrag für die *FAZ* »Leitlinien für einen starken Staat in schwierigen Zeiten« vorlegte. Demzufolge erforderten die »schwierigen Zeiten« – gemeint waren wohl die zwischen dem islamistischen Terroranschlag auf den Berliner Weihnachtsmarkt am 19. Dezember 2016 und der für September 2017 angesetzten Bundestagswahl – umfassende Reformen der bundesrepublikanischen Sicherheitsinfrastruktur sowie eine »nationale Kraftanstrengung zur Verstärkung der Rückkehr von Ausreisepflichtigen«. Was von dieser sehr späten verbalen Wertschätzung staatlicher Stärke übrigbleiben sollte, zeigte sich nur eine Woche später, als de Maizière und Bundesjustizminister Heiko Maas (SPD) nach internen Gesprächen am 10. Januar eine Reihe von kommenden Gesetzesverschärfungen bekanntgaben. Demnach soll das Terrorpotential eingesickelter Islamisten zukünftig durch elektronische Fußfesseln und verschärfte Wohnsitzauflagen bei Verwendung falscher Identitäten im Zaum gehalten werden. Tags zuvor hatte sich Bundeskanzlerin Merkel persönlich in die Debatte eingeschaltet und angekündigt, daß die Regierung sicherheitspolitisch »wirklich Flagge« zeigen und schnell handeln werde – nachdem wiederum einen Tag vorher bekannt geworden war, daß das Innenministerium derzeit 548 Personen als potentiell terroristische »Gefährder« einstuft: 224 von ihnen halten sich in Deutschland auf, und ganze 62 sind aufgrund abgelehnter Asylanträge ausreisepflichtig, wie es auch der Attentäter vom Breitscheidplatz war.

Wie »stark« ist unser Staat vor dem Hintergrund solcher Zahlen und Maßnahmen? Fest steht: »Stark« ist ein Staat (der gängigen Anwendung des Begriffs folgend), wenn er formierend und pazifizierend wirkt. Zur Regulation der einander widerstrebenden Partikularkräfte und -interessen innerhalb des Systems bedient er sich seiner Staatsgewalt, und zwar nicht nur der heute meist ausschließlich betrachteten – und kritisierten – sanktionierenden Gewalt im engeren Sinne (Exekutivkräfte, Strafgesetze), sondern ebenso der integrierenden Macht, die er besitzt (Verwaltung, Vermittlung). Dabei bedingen diese beiden Durchsetzungsweisen einander unmittelbar, denn die Autorität des Staatswesens beruht in letzter Instanz auf der Androhung von Gewalt bei Ungehorsam.

Die »Spielregeln« für den Umgang der Staatsangehörigen miteinander liegen in Gesetzesform vor, und das Rechtssystem bezieht – ebenso wie der Staat als konkrete Institution – seine Legitimation aus der Zustimmung des Staatsvolkes. Es bedarf also einer »kritischen Masse« an Menschen mit einem hinreichend starken, gemeinsamen Identitätsgefühl, um das Bewußtsein eines »Wir« gegenüber Fremden als Keimblatt des Staatswesens zu begründen. Eben dies besagt der ebenso knappe wie bedeutungsvolle Einleitungssatz zur zweiten Ausgabe (1932) von Carl Schmitts *Begriff des Politischen*: »Der Begriff des Staates setzt den Be-

»Ein Gesetz, hinter dem keine Androhung von Gewalt steht, ist nichts weiter als eine Anregung. Staaten verlassen sich auf Gesetze, die von Männern durchgesetzt werden, die zur Gewaltanwendung gegenüber Gesetzesbrechern bereit sind. [...] Reden ohne Handeln ist nur Gerede. Gesetze ohne Gewalt sind nur Gerede. Gewalt ist nicht die einzige Lösung, aber sie ist die endgültige Lösung.«

Jack Donovan: »Violence is Golden«, arthurshall.com vom 11. November 2010.



griff des Politischen voraus.« Der (National-)Staat ist demnach die sichtbare Manifestation der politischen Einheit des Volkes, das innerhalb klarer Grenzen als Gemeinschaft gemäß einem Gesellschaftsvertrag (»Verfassung«) lebt.

Diese Form der Staatsentstehung evoziert beinahe zwangsläufig das berühmte allegorische Titelbild des *Leviathan*: den gewaltigen souveränen Herrscher mit den Insignien geistlicher und weltlicher Macht (letzteres ist nicht von ungefähr das Schwert), dessen Körper durch das Staatsvolk gebildet wird. Eine solche Vorstellung vom Staats-Wesen mit konkreter, schutzbedürftiger Form geht jedoch noch viel weiter zurück als bis zur Frühen Neuzeit und Thomas Hobbes; ihre Rohform läßt sich mindestens bis ins archaische Griechenland zurückverfolgen. Schon die *Ilias*, die mittlerweile auf das 7. oder 8. vorchristliche Jahrhundert datiert wird, zeichnet im 18. Buch in der legendären epischen Beschreibung des neuen Schildes des Achill den wohlgeordneten, Streitfälle regulierenden »starken« Stadtstaat als Gegenbild zum chaotischen, rechtlosen Bürgerkriegszustand (*Stasis*). Und in der Tat wurden etwa ab der Mitte des 7. Jahrhunderts v. Chr. sogenannte »Versöhner« (*Aisymnetai*) per Wahl eingesetzt, um in den von zunehmenden ständischen Spannungen destabilisierten *Poleis* mit Hilfe von Generalvollmachten und Vermittlungsgeschick dem Gewohnheitsrecht Geltung zu verschaffen und, wo nötig, neues Recht zu setzen – Ausgangspunkt der allmählichen Verschriftlichung des Rechts, wie sie in Athen um 621 v. Chr. durch Drakon vorgenommen wurde. Sein Name steht heute sinnbildlich für das Negativbild von »Staatsgewalt« und tyrannischer Strafjustiz, obgleich er lediglich die bereits gebräuchlichen attischen Rechtsgewohnheiten kodifizierte und so richterliche Willkür verunmöglichte sowie insbesondere die Blutrache zwischen Familien durch Ermächtigung der Gerichte zu unterbinden suchte – ein grundlegender Schritt hin zur Etablierung des staatlichen Gewaltmonopols. Daß die Drakonische Gesetzgebung für eine Vielzahl von Vergehen die Todesstrafe vorsah, hatte vielmehr konstitutive Gründe: Der archaischen Rechtsauffassung zufolge war die Rechtsprechung (*Dike*) eine göttliche Gabe und stand unter dem Schutz der Musen; den geltenden Gesetzen war »die Übereinkunft« (*Nomos*) als In-die-Welt-Kommen des göttlichen Willens vorgeschaltet.

Die naturrechtliche Herleitung bedingte eine Wahrnehmung des Straftäters als Gemeinschaftsfeind. Der *Nomos* galt nicht als kodifiziertes Recht, sondern wurde als Essenz der Staatlichkeit transzendiert. Wer gesetzlos handelte, versündigte sich also an der Legitimation der Polis selbst und durfte (auch vor den Augen des Zeus, der den Menschen das Recht gegeben hatte) keinesfalls ungeschoren davonkommen. Die öffentliche Gerichtsverhandlung und anschließende Bestrafung wurden so zum kathartischen Akt für die Stadtgemeinschaft; ein eindrückliches Zeugnis dieser »Therapie« des Staats-Wesens findet sich in Platons *Phaidon*, in dem der Sokrates zuge dachte Gifttrunk nie als *Koneion* (»Schierling«), sondern stets als *Pharmakon* (»Gift«, aber auch »Arznei«) bezeichnet wird.

Diese aus dem Gewohnheitsrecht des Naturzustands entwickelte »starke« Haltung des Staates, vertreten durch als Vermittler zwischen streitenden Parteien, der Allgemeinheit und den Göttern auftretende Richter, entstand in ähnlicher Form auch im frühen Rom. Infolge ständiger Machtkämpfe zwischen Patriziern und Plebejern wurde Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. – maßgeblich beeinflusst durch Drakon und den attischen Rechtsreformer Solon – das Zwölftafelgesetz als eine Art Gesellschaftsvertrag geschaffen, um für Rechtssicherheit innerhalb der Republik zu sorgen und (auch als Mythos einer ständeübergreifenden Zusammenarbeit) die Gemeinschaft zu stabilisieren; das Römische Recht wurde aufgrund seines Abstraktionsgrads und der Anpassungsfähigkeit an beliebige entwickelte Gesellschaftsformen zum Grundstein aller modernen Rechtsordnungen. Während dieses frühe Regelwerk eines kleinen Agrarstaates vor allem Straf- und Zivilrecht regelte, entwickelte sich ein tatsächliches Staatsrecht erst mit der Vergrößerung des römischen Einflßbereichs und der dadurch ständig wachsenden Verwaltung. Das Wohlergehen des Staates wurde in die Hände des Senats gelegt, dem alle Mittel zur inneren Befriedung zur Verfügung standen – bis hin zum *Senatus consultum ultimum*, der Urform der Verhängung des Ausnahme-

»Nicht Gesetze, die man sammeln könnte, regieren den Staat, sondern der *Nomos*, der Staatsgedanke als Verkörperung der Rechtsidee. Der Staat ist die Gerechtigkeit – oder er ist nicht.«

Bernhard Knauss: *Staat und Mensch in Hellas*, Berlin 1940.

»Seit dem Anbruch der Kaiserzeit gibt es keine politischen Probleme mehr. Man findet sich ab mit den Lagen und Gewalten, die vorhanden sind. [...] Es hat dem großen Tiberius das Leben verbittert, daß die fähigsten Männer seiner Zeit sich von aller Politik zurückhielten, und Nero konnte auch durch Drohungen die Ritter nicht mehr zwingen, zur Ausübung ihrer Rechte nach Rom zu kommen. Das ist das Ende der großen Politik, die einst ein Ersatz des Krieges durch geistigere Mittel gewesen war und nun dem Kriege in seiner ursprünglichsten Gestalt wieder Platz macht.«

Oswald Spengler: *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. Welt-historische Perspektiven*, München 1922.

Einbanddetail der Erstausgabe des *Leviathan* von Hobbes, das links die weltlichen, links die geistlichen Waffen darstellt. Carl Schmitt schrieb dazu: »Die Zeichnungen stellen die typischen Macht- und Kampfmittel der weltlich-geistlichen Auseinandersetzung dar. Den Festungen und Kanonen entsprechen auf der anderen Seite Einrichtungen und intellektuelle Methoden, deren Kampfwert nicht geringer ist.« (Der *Leviathan* in der Staatslehre des Thomas Hobbes)

zustands, der zur Rettung der Republik den beiden Konsuln diktatorische Vollmachten übertrug und etwa standrechtliche Hinrichtungen römischer Bürger legalisierte.

Doch das Römische Reich zerbrach letzten Endes; seine ausgefeilte Staatsordnung verkam zum leeren Gerüst, innerhalb dessen unkontrollierbar weit aufgespannter Grenzen Dekadenz und Parteienkonflikte (als Verfallszeichen des verbindenden *Nomos*) ebenso Einzug hielten wie fremde Volksmassen, die das schwindende Integrationsvermögen des Imperiums überforderten. Sein Niedergang wurde zum Abziehbild für das wiederkehrende Zerfallsmuster eines ehemals »starken Staates« in immer mächtigere Partikularkräfte bis hin zu seinem faktischen politischen Verschwinden nach Aufgabe des staatlichen Suprematieanspruchs. Nichtsdestoweniger bestanden die europäischen Feudalreiche des Mittelalters wesentlich nach klassisch-römischem Vorbild fort, ehe die institutionalisierte katholische Kirche (die den jeweiligen Staaten/Reichen einen großen Teil ihrer Funktion als befriedende Gewalt abgenommen hatte) an Einfluß verlor, die Reformation einsetzte und sich ungeahnte religiöse Bruchlinien durch Europa zu ziehen begannen. In dieser Bedrohungssituation schuf Thomas Hobbes die theoretische Grundlage des modernen Staates.



Sein 1651 veröffentlichter *Leviathan* fußt ganz auf Hobbes' persönlicher Erfahrung des Englischen Bürgerkriegs (1642–1649), der sich ihm unterhalb der politischen Ebene (Royalisten vs. Republikaner) vor allem als Auseinandersetzung der unversöhnlichen Religionsgemeinschaften innerhalb des Landes – Katholiken, Puritaner, Anglikaner, Presbyterianer – darstellte, als ein »pluralistischer Totalitarismus« (Helmut Schelsky). Sein Vorschlag zur Rettung vor dem barbarischen *Bellum omnium contra omnes* trug »klassische« Züge: Der ideale Souverän sollte zur innerstaatlichen Friedenssicherung die überkommene Zwei-Schwerter-Lehre des Mittelalters verwerfen und die geistliche Macht seiner weltlichen unterwerfen. Alle gesellschaftlichen Partikularkräfte, insbesondere aber die Kirche, müßten der vermittelnden Autorität des »großen Ganzen« unterworfen werden, um die maximale Integration der Staatsbürger zu gewährleisten. Die Möglichkeit dazu biete ein ausnahmslos christliches Volk; Schmitt vermerkte diese Voraussetzung in seinem *Glossarium* zu recht als einen in vormultikulturellen Zeiten selbstverständlichen Aspekt. Bereits in seiner Schrift *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus* (2. Aufl. 1926) hatte er festgehalten, daß den modernen demokratischen Staat »notwendig erstens Homogenität« konstituiere – und zweitens die Bereitschaft zur Aufbietung der vollen Staats-Gewalt, um den inneren



»Wenn mal so eine Million reinkommt, ohne daß man gefragt wird, und wir nur Statisten sind, und vielleicht noch mehrere Millionen kommen ... Das ist doch auch eine Form von Gewalt, oder?«

Frank Böckelmann, ZDF »aspekte«, 11. März 2016



## Ein altes Blatt. Parabel von Franz Kafka aus dem Jahre 1920

Es ist, als wäre viel vernachlässigt worden in der Verteidigung unseres Vaterlandes. Wir haben uns bisher nicht darum gekümmert und sind unserer Arbeit nachgegangen; die Ereignisse der letzten Zeit machen uns aber Sorgen.

Ich habe eine Schusterwerkstatt auf dem Platz vor dem kaiserlichen Palast. Kaum öffne ich in der Morgendämmerung meinen Laden, sehe ich schon die Eingänge aller hier einlaufenden Gassen von Bewaffneten besetzt. Es sind aber nicht unsere Soldaten, sondern offenbar Nomaden aus dem Norden. Auf eine mir unbegreifliche Weise sind sie bis in die Hauptstadt gedrungen, die doch sehr weit von der Grenze entfernt ist. Jedenfalls sind sie also da; es scheint, daß es jeden Morgen mehr werden.

Ihrer Natur entsprechend lagern sie unter freiem Himmel, denn Wohnhäuser verabscheuen sie. Sie beschäftigen sich mit dem Schärfen der Schwerter, dem Zuspitzen der Pfeile, mit Übungen zu Pferde. Aus diesem stillen, immer ängstlich rein gehaltenen Platz haben sie einen wahren Stall gemacht. Wir versuchen zwar manchmal aus unseren Geschäften hervorzulaufen und wenigstens den ärgsten Unrat wegzuschaffen, aber

es geschieht immer seltener, denn die Anstrengung ist nutzlos und bringt uns überdies in die Gefahr, unter die wilden Pferde zu kommen oder von den Peitschen verletzt zu werden.

Sprechen kann man mit den Nomaden nicht. Unsere Sprache kennen sie nicht, ja sie haben kaum eine eigene. Untereinander verständigen sie sich ähnlich wie Dohlen. Immer wieder hört man diesen Schrei der Dohlen. Unsere Lebensweise, unsere Einrichtungen sind ihnen ebenso unbegreiflich wie gleichgültig. Infolgedessen zeigen sie sich auch gegen jede Zeichensprache ablehnend. Du magst dir die Kiefer verrenken und die Hände aus den Gelenken winden, sie haben dich doch nicht verstanden und werden dich nie verstehen. Oft machen sie Grimassen; dann dreht sich das Weiß ihrer Augen, und Schaum schwillt aus ihrem Munde, doch wollen sie damit weder etwas sagen noch auch erschrecken; sie tun es, weil es so ihre Art ist. Was sie brauchen, nehmen sie. Man kann nicht sagen, daß sie Gewalt anwenden. Vor ihrem Zugriff tritt man beiseite und überläßt ihnen alles.

Auch von meinen Vorräten haben sie manches gute Stück genommen. Ich kann aber da-



rüber nicht klagen, wenn ich zum Beispiel zusehe, wie es dem Fleischer gegenüber geht. Kaum bringt er seine Waren ein, ist ihm schon alles entrissen und wird von den Nomaden verschlungen. Auch ihre Pferde fressen Fleisch; oft liegt ein Reiter neben seinem Pferd und beide nähren sich vom gleichen Fleischstück, jeder an einem Ende. Der Fleischhauer ist ängstlich und wagt es nicht, mit den Fleischlieferungen aufzuhören. Wir verstehen das aber, schießen Geld zusammen und unterstützen ihn. Bekämen die Nomaden kein Fleisch, wer weiß, was ihnen zu tun einfiel; wer weiß allerdings, was ihnen einfallen wird, selbst wenn sie täglich Fleisch bekommen.

Letzthin dachte der Fleischer, er könne sich wenigstens die Mühe des Schlachtens sparen, und brachte am Morgen einen lebendigen Ochsen. Das darf er nicht mehr wiederholen. Ich lag wohl eine Stunde ganz hinten in meiner Werkstatt platt auf dem Boden und alle meine Kleider, Decken und Polster hatte ich über mir aufgehäuft, nur um das Gebrüll des Ochsen nicht zu hören, den von allen Seiten die Nomaden ansprangen, um mit den Zähnen Stücke aus

seinem warmen Fleisch zu reißen. Schon lange war es still, ehe ich mich auszugehen getraute; wie Trinker um ein Weinfass lagen sie müde um die Reste des Ochsen.

Gerade damals glaubte ich den Kaiser selbst in einem Fenster des Palastes gesehen zu haben; niemals sonst kommt er in diese äußeren Gemächer, immer nur lebt er in dem innersten Garten; diesmal aber stand er, so schien es mir wenigstens, an einem der Fenster und blickte mit gesenktem Kopf auf das Treiben vor seinem Schloß.

»Wie wird es werden?«, fragen wir uns alle. »Wie lange werden wir diese Last und Qual ertragen? Der kaiserliche Palast hat die Nomaden angelockt, versteht es aber nicht, sie wieder zu vertreiben. Das Tor bleibt verschlossen; die Wache, früher immer festlich ein- und ausmarschierend, hält sich hinter vergitterten Fenstern. Uns Handwerkern und Geschäftsleuten ist die Rettung des Vaterlandes anvertraut; wir sind aber einer solchen Aufgabe nicht gewachsen; haben uns doch auch nie gerühmt, dessen fähig zu sein. Ein Mißverständnis ist es; und wir gehen daran zugrunde.« ■



Wozu, das ist die zentrale Frage, leisten wir Widerstand? Leisten wir ihn nur gegen ein Zuviel an Fremden – und wären dort zufrieden, wo wir als Konsum- und Vernutzungsmonaden unter uns blieben, frei nach dem Motto: Schön ist's in Gesellschaft des blinzlenden, letzten Menschen allemal dann, wenn es um uns herum nur deutsch blinzelt?

Götz Kubitschek: *Die Spurbreite des schmalen Grats*, 2016

Frieden in Frage stellende Abweichler (»das Heterogene«) auf die eine oder andere Weise zu neutralisieren, ehe sie eine destabilisierende Wirkung bis hin zum Bürgerkrieg entfalten würden.

Der Gesellschaftsvertrag, wie ihn sich Hobbes und nach ihm »liberale« Denker wie John Locke und Jean-Jacques Rousseau in unterschiedlichen Schattierungen vorstellten, basiert wesentlich auf der Gewaltdelegation der Bürger an ihren Staat, also die grundsätzliche Bereitschaft zur Einhaltung des inneren Friedens, solange der Staat im Gegenzug mittels der akkumulierten Gewalt die Bürger vor Regelbrechern schützt und ihnen ermöglicht, ungestört für das höhere Wohl zu arbeiten. Diesen Idealzustand vorausgesetzt, kam dem Souverän lediglich noch die Rolle eines *Pouvoir neutre et intermédiaire* zu, der als Nachwächterstaat bei der Sicherung nach außen verharren und sich nach innen zurückhalten sollte. Im Zusammenhang mit Aufklärung und Säkularisierung vollzog sich jedoch parallel zur Heraufkunft des Zeitalters der europäischen Nationalstaaten eine positivistische Wendung: Die juristische Verfassung ersetzte den volklich-naturrechtlichen *Nomos* als Letztbegründung des staatlichen Systems. Gleichzeitig wurde mit der Französischen Revolution und ihren Nachwehen politisch, mit der Industrialisierung wirtschaftlich der Wechsel von der Standes- hin zur Klassengesellschaft unübersehbar. Die zeitgenössischen Staaten, in der Mehrzahl konstitutionelle Monarchien, richteten jedoch ihre Machtmittel weiterhin auf die Integration des Bürgertums, was spätestens ab Ende des Ersten Weltkriegs zum Problem werden sollte.

Denn ab 1918 sah sich der unvorhersehbar neugeordnete Kontinent in seinen staatlichen Ordnungen nicht nur mit der neuen Partikularkraft des Industrieproletariats konfrontiert, das in die Gemeinschaft prekärer neuer Staaten wie der Weimarer Republik zu integrieren eine Mammutaufgabe darstellte. Hinzu kam eine politische Lehre, die in ausdrücklicher Umkehrung der vorangegangenen Lehren die qualitative »Stärke« eines Staates aus seiner innenpolitischen Schwäche herzuleiten suchte: der während des Krieges durch den englischen Sozialisten Harold Joseph Laski aus der Philosophie in die politische Theorie übertragene, polemisch gegen eine befürchtete Allmacht des Staates gerichtete Begriff des Pluralismus.

In Deutschland begann die Auseinandersetzung mit Laskis Position erst in den späten 1920er Jahren, und Carl Schmitt nahm darin von Anfang an eine radikale Gegenposition ein, da er – in Übereinstimmung mit Hobbes – den (Weimarer) Staat in Gefahr sah, von radikalen Partikularinteressen ohne Rücksicht auf territoriale und gesellschaftliche Strukturen gekapert und durch das damit einhergehende Zerbrechen der volklichen Einheit entpolitisiert zu werden: »Der Pluralismus bezeichnet die *Macht* mehrerer sozialer Größen *über die staatliche Willensbildung*«, schrieb er 1931 im angesichts der historischen Umstände bereits alarmistischen *Hüter der Verfassung*, und schon 1927 hieß es in der Urfassung des *Begriff des Politischen*: »Der Staat verwandelt sich in eine Assoziation, die mit anderen Assoziationen konkurriert. Er wird eine Gesellschaft neben und zwischen manch andern Gesellschaften, die innerhalb oder außerhalb des Staates bestehen.« Der vor allem durch die radikalen Parteien, die den geregelten politischen Ablauf bereits lähmten, unmittelbar drohenden Gefahr war mit sturem *Nomos*-losen Rechtspositivismus nicht beizukommen, was den Dezipionisten Schmitt auf den Plan rief – seine Abhandlung *Legalität und Legitimität* von 1932 war der Versuch der Legitimierung des präsidial verordneten Staatsnotstands, eines modernen *Senatus consultum ultimum* ohne Senat, um zum Schutz von Reich und Reichsverfassung die Diktatur auszurufen. Unvoreingenommen betrachtet, stellt die Schrift fast das Manifest einer »wehrhaften Demokratie« *avant la lettre* dar, doch bekanntlich sollte es nicht mehr dazu kommen.

Die seit 1949 bestehende Bundesrepublik hat sich vor dem historischen Hintergrund ihrer Existenz aller Voraussetzungen begeben, in den Ruch eines »starken Staates« zu geraten. Abgesehen von bis 1990 geltenden besatzungsrechtlichen Beschränkungen, wurden die letztinstanzlichen staatlichen Gewaltmittel zwischen Exekutive und Judikative aufgeteilt: Während sich seither die Polizei mit Strafverfolgung und -vollzug befaßt (unter teilweise kreativer Auslegung durch die Innenministe-

»Das ganze Szenario der öffentlichen Information und alle Medien haben keine andere Aufgabe als die Illusion einer Ereignishaftigkeit bzw. die Illusion der Realität von Einsätzen und der Objektivität von Fakten aufrechtzuerhalten.«

Jean Baudrillard: »Die Präzession der Simulakra«; in: ders.: *Agonie des Realen*, Berlin 1978.

»Dieser entkernte Staat überlagert mit seinem Apparat immer weitere Bereiche der Gesellschaft. Er gleicht einem kastrierten Kater, der an Umfang zunimmt – was ihm fehlt, ist die Potenz.«

Rüdiger Altmann: *Späte Nachricht vom Staat*, Stuttgart-Degerloch 1968.

»Alles, was irgendwie von öffentlichem Interesse ist, ist irgendwie politisch, und nichts, was wesentlich den Staat angeht, kann im Ernst entpolitisiert werden. Die Flucht aus der Politik ist die Flucht aus dem Staat. Wo diese Flucht endet, und wo der Flüchtende landet, kann niemand voraussehen; jedenfalls ist sicher, daß das Ergebnis entweder der politische Untergang oder aber eine andere Art von Politik sein wird.«

Carl Schmitt:  
*Der Hüter der Verfassung*,  
Tübingen 1931.

#### Literaturhinweise:

Ernst Forsthoff: *Der Staat der Industriegesellschaft. Dargestellt am Beispiel der Bundesrepublik Deutschland*, München 1971;

Reinhart Koselleck: *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Freiburg u. München 1959;

Carl Schmitt: *Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes. Sinn und Fehlschlag eines politischen Symbols*, Wandsbek b. Hamburg 1938;

ders.: *Positionen und Begriffe im Kampf mit Weimar – Genf – Versailles 1923–1939*, Wandsbek b. Hamburg 1940;

Erich Vad: *Strategie und Sicherheitspolitik. Perspektiven im Werk von Carl Schmitt*, Opladen 1996;

Thor v. Waldstein: *Der Beutewert des Staates. Carl Schmitt und der Pluralismus*, Graz 2008.

rien), liegt die Funktion des »Hüters der Verfassung« und damit des letzten Bollwerks des Staates beim 1951 geschaffenen Bundesverfassungsgericht. Dieses handelte in seiner Frühphase zwar auf den ersten Blick betont »stark« und scheinbar um den inneren Frieden der »nivellierten Mittelstandsgesellschaft« (Schelsky) besorgt, konkret im Rahmen der erfolgreichen Verbotsverfahren gegen die Sozialistische Reichspartei 1952 und die Kommunistische Partei Deutschlands 1956. Diese beiden bis heute einzigen Parteiverbote der Bundesrepublik nehmen sich im Rückblick jedoch eher als Teil eines größeren Plans aus, nämlich der Westbindung inklusive Wiederbewaffnung und NATO-Beitritt; wurden doch durch die Verbote die beiden einzigen, wenn auch aus unterschiedlichen Motiven heraus dezidiert neutralistischen Parteien aus dem Weg geräumt. Deutlich nachhaltigere Wirkung zeigten indes die zeitgleich beginnende Unterminierung des ohnehin weitgehend hypothetischen staatlichen Suprematieanspruchs durch verschiedenste aus dem westlichen Ausland importierte kulturelle Kampfmittel von Kritischer Theorie bis (Post-)Strukturalismus und die damit verknüpfte, zersetzende Selbstermächtigung aktivistischer Partikularkräfte: »Die Bedrohung der Freiheit in der modernen Gesellschaft kommt nicht vom Staat, wie der Liberalismus annimmt, sondern von der Gesellschaft«, schrieb Hannah Arendt in *Vita activa* (1960), und Schmitt gab im Vorwort zur 1963er Ausgabe des *Begriffs des Politischen* bereits alles verloren: »Die Epoche der Staatlichkeit geht jetzt zu Ende. Darüber ist kein Wort mehr zu verlieren.«

Daß die verbliebene selbsterhaltende Gewalt der Bundesrepublik potentiell ausschließlich gegen das angestammte Staatsvolk als am leichtesten beherrschbare Zielgruppe gerichtet ist, rührt nur zum Teil aus der Nachkriegslage und dem Wehren gewisser Anfänge her. Es schwingt darin auch das Versagen mit, sich rechtzeitig politisch an die drastischen Veränderungen durch Globalisierung und technologische Neuerungen anzupassen. Dem sicherheitsbedürftigen Bürger wird das *Pharmakon* umfassender öffentlicher, digitaler und biometrischer Überwachung offeriert, ohne daß er ablehnen könnte – ein »Schutz«-Wirtschaftszweig, der illegitime Gewalt in keiner Weise verhindern kann, sondern lediglich einen vagen Abschreckungsanspruch erhebt und gleichzeitig den Bürger selbst als potentiell Zielobjekt katalogisiert.

Das völlig überzogene, auf Abschreckung zielende Vorgehen gegen die Urheber einwanderungskritischer »Haßparolen« im Internet bei gleichzeitiger (Juli 2016) Hilflosigkeit gegenüber ersten islamistischen Terrorakten im Land belegt die Fokussierung des staatlichen Apparats auf mediale Inhalte und Wirkungen – Symbolpolitik – unter völliger Verkennung der agonalen Gesamtsituation. Der »real existierende Pluralismus, der sich seiner Strukturlosigkeit rühmt« (Thor v. Waldstein), hat in seiner Vermengungstendenz den Staat zur gesellschaftlichen Gruppe unter unübersichtlich vielen in einem extrem volatilen Zusammenhang bei simultanem Verschwinden zwischenstaatlicher Grenzen gemacht, und in diesem Kontext scheint die Verweigerung einer realistischen politischen Bestandsaufnahme und des entsprechenden Handelns bis hin zur offenbar bevorstehenden Kriminalisierung unliebsamer Informationsangebote – *Fake news* – selbst ein schwacher, verzerrter Versuch der Pazifizierung zu sein.

Eine unaufgeregte Anamnese des bestehenden systemischen Problems kann offenbar nur zu einem ernüchternden Schluß gelangen: Die Bundesrepublik ist in ihrem gegenwärtigen Zustand – den Willen einmal vorausgesetzt – zur politischen Einigung und Mobilisierung gegen eine existentielle Bedrohung, insbesondere eine innere, gar nicht imstande.

Dazu fehlt ihr schon die Souveränität, die Grundlage jeder konsequenten Entscheidung und Vollstreckung sein muß. Die »nationale Kraftanstrengung« läuft auf die Anpassung von Verwaltungsabläufen hinaus, nicht auf grundsätzliche Veränderungen. Dieser Apparat, der zwar über Macht verfügt, die Gewalt jedoch von sich weist, mag vieles sein – er ist und wird aber keinesfalls ein »starker Staat«, und Schönheitskorrekturen werden das nicht ändern. Schmitt schrieb bereits 1914, kurz vor Beginn der Dämmerung der abendländischen Staatlichkeit, in seiner späteren Habilitationsschrift *Der Wert des Staates und die Bedeutung des Einzelnen*: »Was inhaltslos ist, kann nicht widerlegt, was ganz im Absurden steckt, kann nicht ad absurdum geführt werden. Man muß es der Zeit überlassen, auf die es sich beruft.« ■



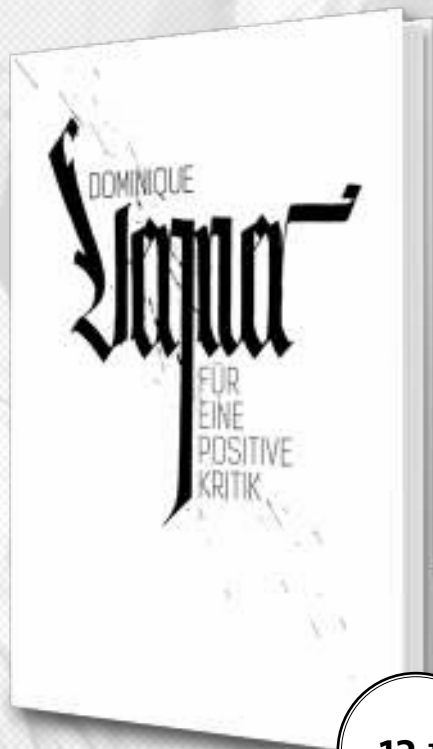
Pierre Drieu la Rochelle  
**DIE UNZULÄNGLICHEN**

Dresden 2016, 560 Seiten, gebunden

*Die Unzulänglichen* ist ein fesselnder autobiographischer Roman. Der verfemte französische Schriftsteller Pierre Drieu la Rochelle spannt in diesem politisch aufgeladenen Werk einen weiten Bogen: Ob Erster Weltkrieg, Pariser Cafés oder Spanischer Bürgerkrieg, Drieus Alter Ego hinterlässt einen bleibenden Eindruck.



24 €



12 €

Dominique Venner

**FÜR EINE POSITIVE KRITIK**  
**Das Ende der alten Rechten**

Deutsche Erstausgabe, Dresden 2017,  
92 Seiten, gebunden

Die Schlüsselschrift der europäischen Rechten. Ohne sie – keine Strategie, ohne sie – keine Theorie, ohne sie – keine Neue Rechte. Dominique Venner mahnt: Die Veränderung beginnt bei Dir!



**JUNGEUROPA  
VERLAG**

Jungeuropa Verlag \\\ Lingnerallee 3 \\\ 01069 Dresden  
vertrieb@jungeuropa.de \\\ www.jungeuropa.de

# Der Finger im Primatenkot – der schöne Traum vom gewaltfreien Leben

von Lutz Meyer

Jean-Jacques Rousseau war gewiß nicht der erste Mensch, der den Traum vom gewaltfreien Leben träumte. Doch er träumte ihn auf besondere Weise: als Kritik am Zivilisationsprozeß. Und er träumte ihn im weltgeschichtlich passenden Augenblick. So kam es, daß der Traum vom gewaltfreien, harmonischen Miteinander in der Rousseauschen Ausprägung eine besondere Wirkmächtigkeit entfalten konnte.

Hauptcharakter dieses Traums ist der edle Wilde als der unverdorbene Naturmensch. Unberührt von den Zwängen der Zivilisation, lebt er in friedlicher Harmonie und Koexistenz. Dieser Mensch im Naturzustand liebt sich selbst (*Amour de soi*), kann Wesen der gleichen Art nicht leiden sehen und stellt deshalb für sie keine Bedrohung dar (*Pitié*). Außerdem zeichnet sich durch die Fähigkeit aus, sich selbst zu vervollkommen (*Perfectibilité*). Erst im Zuge des Zivilisationsprozesses, der durch Bevölkerungswachstum und nachfolgende Ressourcenknappheit angetrieben wird, wandelt sich das Bild: Selbstliebe wird zur Selbstsucht, es kommt zur Entfremdung. Von Natur aus, so Rousseau, sei der Mensch gut.

Wirklich? Hätte man es nicht schon damals besser wissen können? Die zeitgleich ablaufende amerikanische Westkolonisation zeigte immerhin deutlich, daß keiner der in den amerikanischen Weiten angetroffenen Indianerstämme von Natur aus friedlich lebte – Gewalt war immer dabei, und zwar nicht nur als rein reaktive Gewalt. Der Versuch, Rousseaus Traum im politischen Traum von *Liberté, Egalité* und *Fraternité* konkret auszugestalten, mündete bekanntlich in die Blutorgie der Französischen Revolution.

Als die junge Ethnologin Margaret Mead 1925 nach Samoa reiste, war sie weder der Sprache der Ureinwohner mächtig noch auf andere Weise sonderlich gut vorbereitet. Sie entstammte einer liberalen Familie aus Philadelphia/Pennsylvania und glaubte wie viele Menschen ihrer Zeit voller Optimismus an das Gute im Menschen. Als Schülerin des Anthropologen Franz Boas war sie darüber hinaus wie dieser überzeugt, daß jede Kultur nur aus sich selbst heraus zu verstehen sei, ihre eigene Geschichte und Entwicklung habe – weshalb man auch nicht versuchen sollte, ein allgemeines Gesetz aufzustellen, nach dem Kulturen sich entfalteteten. Daß freilich schon die Grundannahme eines von Natur aus guten und zum gewaltfreien Miteinander neigenden Menschen von Voreingenommenheit und Realitätsblindheit zeugte, zogen weder Margaret Mead noch ihr akademischer Lehrer jemals in Betracht. So durfte es auch nicht verwundern, daß Mead bei ihren Forschungen auf Samoa einen fast paradiesisch und traumhaft anmutenden Gegenentwurf zur lustfeindlichen und gewalttätigen westlichen Zivilisation anzutreffen glaubte. Sie berichtete verückt von einer frei und ohne Zwänge heranwachsenden Jugend, schilderte die liebevolle Nachsicht bei der Erziehung des Nachwuchses, schwärmte von der Libertinage, die es der Jugend gestattete, gleichsam spielerisch und ohne verklemmte Moralvorstellungen sexuelle Erfahrungen zu sammeln.

»I have a dream that one day every valley shall be exalted, every hill and mountain shall be made low, the rough places will be made plain, and the crooked places will be made straight, and the glory of the Lord shall be revealed, and all flesh shall see it together.«

Martin Luther King jr. am 28. August 1963 vor dem Lincoln Memorial, Washington, D.C.

So könnten die westlichen Neurosen sich gar nicht erst entwickeln – man bleibe ein Leben lang sanft gestimmt, locker und frei von Eifersucht, Rivalität, Ehrgeiz, Gewalt. Sie habe weder Mord noch Selbstmord noch Notzucht beobachten können, schrieb sie. Der Westen war begeistert – der Traum Rousseaus vom edlen Wilden, das Gauguinsche Südseeidyll stand in schönster Blüte und zog die Menschen magisch an: Seht, so sagte man, ein solches Leben ist möglich, wenn man sich nur von den Zwängen der Zivilisation befreit. Ganz ähnliche Träume träumten zuvor schon im Wilhelminischen Zeitalter und nach dem Ersten Weltkrieg die ersten deutschen Lebensreformer, Rohköstler und Nackturner, freilich stark beargwöhnt von der Obrigkeit.

Doch wehe solchen Träumen, wenn sie mit der Realität konfrontiert werden! Im Fall der Träume der Margaret Mead sorgte für den harten Aufprall ein Berufskollege, der wenige Jahre nach Margaret Meads Samoa-Aufenthalt deren Forschungen überprüfen wollte – in durchaus wohlwollender Absicht zunächst. Dieser Kollege, sein Name war Derek Freeman, war anders als seine Vorgängerin der Eingeborenen-sprache mächtig, sah genauer hin und nahm deshalb eine ganz andere Realität wahr. Er konstatierte – nach der bald eintretenden Ernüchterung ob der düsteren Faktenlage – im Paradies eine in Relation zur Einwohnerzahl deutlich höhere Zahl an Morden, Selbsttötungen und Vergewaltigungen als selbst in den USA und nahm eine ganze Vielfalt psychischer Störungen wahr. Hinsichtlich des Lobes der gewaltfreien und toleranten Eingeborenepädagogik gab es ebenfalls Korrekturbedarf – die war nämlich weder sanft noch liebevoll, sondern geradezu von drakonischer Strenge. Und was gar die angebliche Libertinage anging – kein erkatholischer Alpenbauer, kein verklemmter holländischer Calvinist und auch kein reaktionärer Ostküstenpuritaner hätte eifersüchtiger über die Jungfräulichkeit der Töchter wachen können als ein Samoaner. Wohl aus Gründen des Respekts vor der älteren und berühmten Kollegin hat Derek Freeman seine Forschungsergebnisse erst 1982 und damit vier Jahre nach deren Tod publiziert. Bis dahin galten Margaret Meads Forschungen als wegweisend und hatten starken Einfluß, nicht zuletzt auch außerhalb der wissenschaftlichen Sphäre. Margaret Mead wurde vor allem in den 60er- und 70er-Jahren des 20. Jahrhunderts gern als Kronzeugin aufgerufen, wann und wo immer es um die Behauptung der Realisierbarkeit sanfter, friedfertiger und toleranter Gesellschaften ging.

Um die Sache hieb- und stichfest zu machen, galt es bald, auch die nächsten Verwandten des Menschen im Tierreich in die Träumereien vom gewaltfreien Leben einzubeziehen. 1960 begann die britische Verhaltensforscherin Jane Goodall das Verhalten von freilebenden Schimpansen zu beobachten. Ähnlich wie Margaret Mead in Bezug auf die Samoaner, sah sie in den Menschenaffen zunächst das Musterbeispiel friedliebender und solidarischer Wesen voller Intelligenz, Mutterliebe und Fürsorglichkeit. Später mußte sie freilich einräumen, daß Schimpansen zu äußerster Gewalt fähig sind, zu Kannibalismus neigen und mehrjährige Vernichtungskriege gegen andere Horden zu führen im Stande sind – wann immer die Männchen der einen Horde ein Tier der anderen Horde erwischten, töten sie es. Mehr noch – Jane Goodall zeigte sich schockiert darüber, daß die jungen Männchen fasziniert von den Mordtaten waren und zusehen wollten, wenn ein Tier der anderen Horde starb. Später bekannte sie in einem Interview, daß es »furchtbar war, zu sehen, wie ähnlich sie uns sind«. Immerhin fand sie Trost darin, daß die Schimpansen, anders als die Menschen, nicht dazu neigten, einander komplett auszurotten. Nachdem die Schimpansen sich als notorische Gewalttäter erwiesen hatten, begaben sich Verhaltensbiologen auf die Suche nach anderen Vorbildern im Reich der Tiere und glaubten alsbald, bei den Bonobos fündig geworden zu sein. Zeitweise galten diese Zwergschimpansen gar als eine Art Hippies unter den Menschenaffen – Weibchen hatten das Sagen, Aggressionen kamen kaum vor, Konflikte löste man durch Sex – »Make love, not war« schien der passende Wahlspruch dieser liebenswerten Wesen zu sein. Doch alsbald erwies sich, daß auch diese Tiere andere Primaten fraßen. Nachdem man in ihren Fäkalien deren Finger entdeckt hatte, begann man, auch dort genauer hinzuschauen, und entdeckte, daß Bonobos regelrecht Jagd auf andere Primatenarten machten. Anders war hier nur, daß es unter weiblicher Beteiligung und Führung geschah – somit war zugleich der

»Today may seem hopeless  
filled with war and fear  
But we can change the  
darkness if we but  
persevere  
And if we seize this mo-  
ment and cling to our belief  
Then I know that we can  
live in peace  
This world is such a won-  
der filled with so much life  
The land the air the ocean  
could be paradise  
And if we open up our  
hearts the truth is plain  
to see  
That we can all live  
together in peace  
Care for all the animals  
they need our help  
Care for all the children  
stop thinking of ourselves  
And if we work together to  
try for harmony  
Someday we will live in  
peace.«  
Country Joe Mc Donald

Mythos von der besonderen Friedfertigkeit alles Weiblichen erledigt. Sowohl im Fall von Jane Goodall als auch bei Margaret Mead wäre es freilich grundverkehrt, eine böse Absicht oder eine Fälschungsabsicht zu unterstellen. Beide sahen nur das, was sie sehen wollten – und als Kinder des Zeitgeistes vielleicht sogar sehen mußten. Tragisch nur, daß sie zahlreiche Zeitgenossen mit ihren Träumen infizierten.

Anstecken von diesen Träumen ließen sich die Hippies. Kennzeichnend für deren Aussteigertum war die Sehnsucht nach einer Welt der universalen Harmonie, nach einer sinnerfüllten Welt, nach einer Welt jenseits von Konsumterror, Fremdbestimmung und Arbeitsfron. Man war auf der Suche nach sich selbst. Freie Liebe, die psychedelische Musik von Country Joe and the Fish, Jefferson Airplane und The Grateful Dead, fernöstliche Spiritualität, mystische Naturerfahrung, selbstgezogenes Biogemüse und allerlei Drogenexperimente waren die Vehikel, um dorthin zu gelangen. Man lebte ein umfassendes Konzept der Gewaltlosigkeit, das sich nicht auf die Abschaffung zwischenmenschlicher Gewalt beschränkte. Mitgemeint war die Gewaltlosigkeit auch gegenüber der Natur und allem, was lebt – ein Gauguinsches Südseeidyll übertragen auf Kalifornien und Berlin-Kreuzberg, ein marihuanageschwängertes Meadsches Klein-Samoa in den Altbauvierteln und Vororten der westlichen Hemisphäre. Der Garten, die Haus- und Nutztiere und selbst die Kinder wurden oft weitgehend sich selbst überlassen – eine Absage an all jene, die in Zucht und Ordnung notwendige Grundlagen einer anständigen Lebensführung sahen. Doch auch über diese beschauliche Szenerie der Gewaltfreiheit brach die Realität bald grausam herein. Als Sinnbild dieses Einbruchs können wir Charles Manson sehen, den Anführer der Manson Family – einer kleinen Hippie-Kommune, die unter Drogeneinfluß 1969 die hochschwängere Schauspielerin Sharon Tate (verheiratet mit dem Filmregisseur Roman Polanski) und sechs weitere Menschen abschlachtete.

Wie das Hippie-Ideal vom Leben in Gewaltfreiheit erbarmungslos an den Tatsachen des Lebens zerschellt, beschreibt der amerikanische Romanautor T.C. Boyle in seinem 2003 veröffentlichten Roman *Drop City*. Hier wird authentisch und hautnah geschildert, wie eine Hippie-Kommune von der amerikanischen Westküste nach Alaska übersiedelt und dabei nach und nach nicht nur an inneren Widersprüchen zerbricht (eine Gruppe schwarzer Drogendealer, die sich der Kommune mehr oder weniger aufgedrängt hat, wird zum Spaltpilz), sondern auch an den harten Lebensbedingungen in der Wildnis Alaskas. War das Leben zu Anfang noch eine einzige ausgelassene Party – allenfalls durch Probleme der Versorgung mit Lebensmitteln und der Entsorgung der Fäkalien beeinträchtigt –, führen verschiedene Konflikte der Gruppenmitglieder untereinander und später dann auch mit ortsansässigen Rauhbeinen in der Szenerie Alaskas zur beschleunigten Zersetzung der Ideale und zur Auflösung der Gruppe.

Doch nach den Hippies kamen die Späthippies der 90er Jahre: Längst entwurzelt und desillusioniert, trachtete man nur noch danach, an fernen exotischen Stränden wenigstens sein privates Klein-Samoa zu finden, sein Südseeidyll in unberührter Natur, mit freiem Sex, freiem Drogenkonsum und in Harmonie mit den Einheimischen. Alex Garland hat in seinem 1996 erschienenen Roman *Der Strand* (im Jahr 2000 verfilmt mit Leonardo DiCaprio) das Scheitern auch dieses späten Ausläufers des großen Traums vom gewaltfreien Leben geschildert. Dieses letzte Inselidyll einer kleinen, im Verborgenen existierenden Kommune später Hippies unter weiblicher Führung zerbricht sowohl am Egoismus einzelner Kommunitätenmitglieder wie auch hier wiederum an der Natur: Ein Hai bricht als Sinnbild harter Realität in die Lagune ein. Nachdem es am Ende auch noch zum bewaffnetem Konflikt mit einheimischen Drogenfarmern kommt, zerfällt alles rasend schnell.

Das friedliche Leben im großen Miteinander aber war der Traum linker Pädagogik, der westdeutschen Friedensbewegung und einer der Gründungsträume der Bewegung und späteren Partei der Grünen. Linke Pädagogik in Westdeutschland versuchte den Traum vom gewaltfreien Leben in Kitas und Klassenzimmern zu verbreiten. Verquickt mit feministischen Zielen galt es, jeder Art von Gewalt – die per se als männliche Gewalt galt – eine Absage zu erteilen. Da Gewalt strenggenommen bereits dort anfängt, wo man Kindern Weisungen erteilt oder ihnen gegenüber Verbote ausspricht, erschöpfte linke Pädagogik sich in weiten Teilen bald darin, den

»Imagine there's no  
countries  
It isn't hard to do  
Nothing to kill or die for  
And no religion, too  
Imagine all the people  
Living life in peace«  
John Lennon

Nachwuchs sich selbst zu überlassen. Inhaltlich beschränkte man sich auf die Ausrufung sexueller Selbstbestimmung, die Einübung eines aggressionsfreien Verhaltens gegenüber seinen Mitmenschen, kritischer Distanz gegenüber der eigenen Geschichte und Herkunft und der Verpflichtung auf vorbehaltlose Sympathie für die Ausgebeuteten der Dritten Welt. Am Ende einer solchen Erziehung standen dann junge Erwachsene, die – hin- und hergerissen zwischen Selbsthaß und Fernstenliebe, zwischen Libertinage und absoluter Beliebigkeit des eigenen Tuns – den täglichen Anforderungen des realen Leben nichts entgegenzusetzen hatten: keine Haltung, kein Wissen, keine Verantwortungsbereitschaft, keine Wurzeln. Gewaltfreiheit schwebte als vages Ideal über alledem – gelegentlich gelockert



Margaret Mead in Samoa

durch allfällige Sympathiebekundungen für linke Gewaltaktionen gegen den Staat und seine Repräsentanten. Doch auch in der westdeutschen Friedensbewegung und bei den Grünen gab es deutliche Widersprüche. Während man bei der Friedensbewegung von Beginn an eine Dominanz der DKP und damit der Sympathisanten Ost-Berlins und Moskaus sah und das Postulat der Gewaltlosigkeit leicht durch einen Verweis auf den bis an die Zähne bewaffneten benachbarten ostdeutschen Mauernstaat in Zweifel gezogen werden konnte, war die Sache bei den Grünen verzwickter. Hier dauerte es bis 1999 und bis zum von der rotgrünen Bundesregierung ermöglichten Eintritt Deutschlands in den Kosovo-Krieg (der erste aggressive Auslandseinsatz der Bundeswehr überhaupt), um den grünen Pazifismus im hohen Bogen über Bord zu werfen. Aus dem »Nie wieder Krieg!« der Friedensbewegung wurde das zynische »Nie wieder Krieg ohne unsere Zustimmung!« der Grünen. Ludger Vollmer, seinerzeit grüner Staatsminister im Auswärtigen Amt und früherer friedenspolitischer Sprecher der Grünen, zog 2002 den Pazifismus radikal in Zweifel, weil der keine Antworten auf heutige Bedrohungen biete. Dementsprechend hätten es die Grünen einige Jahre später auch gern gesehen, wenn Deutschland 2011 an der Seite der USA, Großbritanniens und Frankreichs in den Krieg gegen Libyen gezogen wäre, doch waren sie damals bekanntlich wieder in der Opposition. Sollte man diesen grünen Wandel als Einsicht in die Tatsachen des Lebens begrüßen?

Skepsis ist angebracht. Denn nicht die Stellung zu den Tatsachen des Lebens hat sich bei den Grünen geändert, nur ihre Träume sind jetzt andere. Sie träumen heute unverhohlen den Traum von machtpolitisch und moralisch gerechtfertigter Gewalt gegenüber dem Gegner. So wiederholt sich der Übergang vom Traum der Friedfertigen zum Alptraum blutiger Raserei der Tyrannen, wie er sich schon bei Rousseau und der ihm nachfolgenden Französischen Revolution ereignet hat. Träume vom gewaltfreien Leben können mörderisch enden, das lehrt die Geschichte, und es könnte vielversprechend sein, den Traum von der Gewaltlosigkeit nicht mehr zu träumen, sondern sich den Tatsachen des Lebens zuzuwenden. Vielleicht wird es dann endlich friedlicher zugehen auf Erden. ■

Literaturhinweise:

- T.C. Boyle: *Drop City*, München/Wien 2003;  
 Wolfgang Brezinka: *Die Pädagogik der Neuen Linken*, München/Basel 1980;  
 Derek Freeman: *Liebe ohne Aggression. Margaret Meads Legende von der Friedfertigkeit der Naturvölker*, München 1983;  
 Alex Garland: *Der Strand*, München 1996;  
 William Golding: *Herr der Fliegen*, Frankfurt a.M. 1974;  
 Diethart Kerbs/Jürgen Reulecke (Hrsg.): *Handbuch der Deutschen Reformbewegungen 1880–1933*, Wuppertal 1998;  
 Ludger Vollmer: »Was bleibt vom Pazifismus«, unter: ag-friedensforschung.de.

# Die Macht der Gewaltlosigkeit

von Martin Sellner

Am 28. Januar 2016 sitzt Jim Palmer, CEO von Campbell Edward, einer großen amerikanischen Werbeagentur, an seinem Schreibtisch und fühlt sich erstmals in seiner beeindruckenden Karriere machtlos. Bereits am nächsten Tag wird er arbeitslos sein. War Jim Palmer ein mächtiger Mann? Wirtschaftlich betrachtet: ja. Er war einflußreich, glaubte an die Macht des Geldes und verachtete wahrscheinlich die »unproduktiven« Ideologen und Geisteswissenschaftler an den Unis. Doch an diesem Tag zeigte ihm genau diese Gruppe, was Macht sei: Es war die eMail-Einladung zu einer Kostümparty, versandt von einem engen Mitarbeiter, die Palmer zu Fall brachte. Das Thema der Party hieß »Ghetto-Life«, und das Design spielte mit jenen Gangster-Stereotypen, die von Schwarzen selbst gerne in Rap-Videos verbreitet werden. Palmer bearbeitete diese Einladung nicht mit der angemessenen »Sensibilität«, das heißt: Er verurteilte sie nicht scharf, brachte den Fall nicht an die Öffentlichkeit und entließ seinen Mitarbeiter nicht. Die Einladungsmail sowie Palmers Versäumnis wurden öffentlich. Das reichte, um die gesamte Macht Palmers zu zerstören. Die »antirassistische Agenda«, die wirtschaftlich unbedeutende *Social justice warriors* in häßlichen Hörsälen ausgebrütet hatten, konnte die Karriere eines Wirtschaftskapitäns in Augenblicken beenden. Ein Entrüstungssturm in den linken Medien – schon fürchteten Palmers *Stakeholder* um ihr Geld. Seine Verdienste galten nichts mehr, er mußte gehen.

Mit Max Weber gesprochen, bedeutet Macht »jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel, worauf diese Chance beruht«. Es gibt verschiedenste Grundlagen für Macht – von sozialem Druck über vertragliche Einigung bis hin zum staatlichen Oberbefehl. Das Beispiel Jim Palmers zeigt: Auch die größte ökonomische Macht besteht nur im Rahmen der und bei stiller Duldung durch die metapolitische Macht. Die kulturelle Hegemonie, das ist für mich der Ausgangspunkt jeder ernsthaften Analyse, ist das Zentrum der politischen Macht.

Kein Netzwerk und Vermögen kann so groß sein, daß es einen Verstoß gegen das moralische Regelwerk ermöglicht. Der metapolitische Canossagang Heinrichs IV., der gegen die damalige »kulturelle« Hegemonie aufbeehrte, findet heute tagtäglich statt. Die Hypermoral des Westens hat dies zur Tagesordnung gemacht. Der Rahmen des Sagbaren ist schneidend eng, eine machtvolle »Priesterherrschaft« der multikulturellen Intelligenzija führt die scheinbaren Potentaten am Gängelband. Was Antonio Gramsci in seinem Vergleich mit den westlichen-bürgerlichen Gesellschaften und dem feudalistischen Rußland herausarbeitete, hat sich verschärft. Wir sprechen heute von einem »Infokrieg«. Das Machtzentrum der europäischen Demokratien liegt nicht bei der Armee, der Polizei, dem Staat und auch nicht bei der Wirtschaft. Es liegt in der öffentlichen Meinung. Macht haben diejenigen, die sie in Fernsehsendungen, Zeitungsartikeln, Vorlesungen, Theaterstücken und Popsongs erzeugen.

Es war Alain de Benoist, der in seinem bahnbrechenden Werk die linke Kulturhegemonie als Hauptfeind und die Eroberung derselben als Hauptaufgabe einer Neuen Rechten erkannt hat. Doch was der Neuen Rechten weitgehend fehlte, war eine strategische Handreichung für ihre Aktivisten. Wie »kämpft« man als aktivistische Gruppe am besten in diesem Infokrieg?

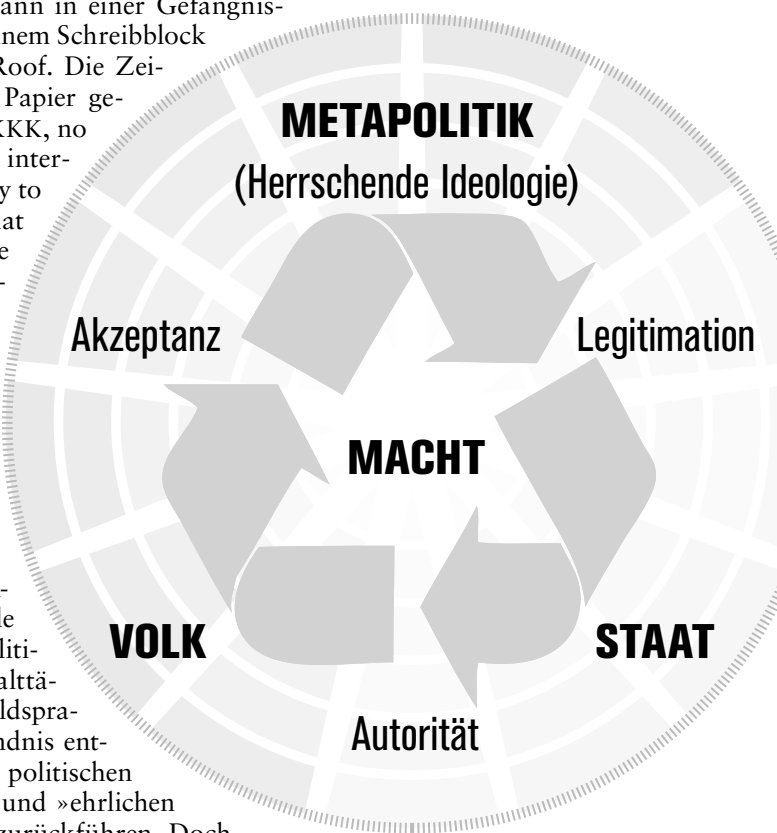
Im August 2015 sitzt ein junger Mann in einer Gefängniszelle in South Carolina und verfaßt auf einem Schreibblock sein »Manifest«. Es ist Dylann Storm Roof. Die Zeilen sind in ungelenker Blockschrift zu Papier gebracht. »We have no skinheads, no real KKK, no one doing anything but talking on the internet. Well someone has to have the bravery to take it to the real world, and I guess that has to be me.« Was der 21jährige »White Nationalist« tat, war ein Amoklauf in einer Kirche in Charleston, bei der neun Schwarze starben.

Dylann wollte mit dieser Tat einen »Rassenkrieg« auslösen. Der *Race war* und »Tag X«, also eine große jähe Wende, war lange die Sehnsucht nationalistischer Aktivisten. Dieser Äquivalentmythos zum kommunistischen Generalstreik offenbart ein falsches Verständnis von Macht. Sie wird unreflektiert mit Gewalt gleichgesetzt. Fast alle rechtsextremen Gruppen, die nach politischer Macht strebten, waren daher gewalttätig und traten militant auf. Die ganze Bildsprache, das Auftreten und das Selbstverständnis entsprachen dem des Straßenkämpfers und politischen Soldaten. Diese Idolisierung der offenen und »ehrlichen Gewalt« läßt sich bis auf Georges Sorel zurückführen. Doch dieser Fetisch ist ein schlechter Berater für die politische Strategie von heute. Hannah Arendt hilft uns, dieses Mißverständnis zu überwinden. Gewalt ist nach Arendt nicht das Substrat der Macht; Gewalt ist eine Defizienzform politischer Herrschaft, die in ihr Vakuum wuchert. Diese zeichnet sich stets durch Autorität und ein gewohnheitsmäßiges und unhinterfragtes Gehorchen aus. Autorität erfordert eine Akzeptanz der Position des Befehlshabers im Rahmen einer größeren gesellschaftlichen Ordnung, die Machthaber und Machtunterworfenen gleichermaßen umfaßt.

Die wahre Macht hat daher den Quell der Legitimation bestimmt, aus dem sich auch die Grenzen der »politischen Korrektheit« ergeben. Der Referenzpunkt dieser Korrektheit ist die herrschende Ideologie. Arendts Text, der zur Basislektüre jedes leitenden Aktivisten gehören sollte, zieht auch die richtigen Schlüsse aus dieser Erkenntnis: »Revolution als Folge des bewaffneten Aufstands ist ein Märchen. [...] Erst, wenn der Zusammenbruch der Staatsmacht offenkundig ist, beginnen Rebellen, sich zu bewaffnen.«

Gewalt spielt in vielen revolutionären Veränderungen eine Rolle, aber nicht die entscheidende. Nur im Rahmen eines reinen militärischen Szenarios, in der Konfrontation zweier Armeen, zählt primär die Gewalt. Arendt stellt klar: »Die Kluft zwischen staatlichen Gewaltmitteln und dem, womit sich das Volk notfalls bewaffnen kann – von Bierflaschen und Pflastersteinen bis Molotow-Cocktails und Schußwaffen – ist enorm.«

Bewaffnete Verbände, Mobs, Sicherungs- und Schlägertruppen sind immer nur Randfiguren in politischen Konflikten. Wer sich auf diese Methoden beschränkt, erledigt meist nur die »Drecksarbeit« des *Regime change*, wie das offenbar der ukrainische »Rechte Sektor« tat. Gewalttätige Aktionen führen in der Regel sogar zu einer Festigung eines schwankenden Systems. Tatsächlich muß jeder, der die politische Lage verändern will, mit der Fließrichtung der Macht arbeiten. Identitäre Schulungen zu diesem Thema arbeiten dazu mit einem Diagramm vom »Kreislauf der Macht«.



»Lieber von einer Hand, die wir nicht drücken möchten, geschlagen, als von ihr gestreichelt zu werden.«

Marie von Ebner-Eschenbach: *Aphorismen*, Berlin 1880.

Der normale Staat herrscht und hat Macht nur aufgrund seiner Legitimation, aus der seine Autorität resultiert. Das Volk akzeptiert diese Ideologie als Wahrheit – und damit die Herrschaft. Machtausübung ohne Legitimation wird von den Regierten als Gewalt und Willkür wahrgenommen. Man muß sie dann mittels Repression zum Gehorsam zwingen, was weiteren Widerstand erzeugt. Geht ihrerseits nun der Widerstand gewalttätig gegen den Staat und seine Organe vor, arbeitet er gegen den Fluß der Macht.

Echte politische Arbeit setzt hingegen als Subversion bei der herrschenden Ideologie an. Fallen nämlich deren Ideen und Begriffe, wird das ideologische Handeln der Herrschenden als illegitim wahrgenommen.

Auf das Heute bezogen: Fällt die Kulturhegemonie des *Refugees welcome*, werden die Grenzöffnungen, der Asylheim-Bauwahn und die Remigrationsverweigerung als das wahrgenommen, was sie – juristisch betrachtet – bereits sind: Verbrechen. Die Zerschlagung der Multikulti-Ideologie bedeutete das Ende des sanften Totalitarismus, der unsere Rechtsordnung gekapert und den Arm des Gesetzes ausgereckt hat. Die Schwächung der dominierenden Begriffe und Bilder entlarvt das Handeln der Herrschenden genau dort, wo es nicht mehr Recht und Gesetz schützt, sondern einer Ideologie folgt. Kurz gesagt: Erst wenn sich die öffentliche Meinung zur Masseneinwanderung ändert, werden sich die Gesetze dazu ändern. Erst wenn der ideologische Bunker um die Mainstreammedien gefallen ist, wird eine Festung Europa aufgebaut werden können.

Diese Erkenntnisse stellen uns erneut vor die Frage: »Was tun?« Welches Ziel und welchen Auftrag gibt man jungen Menschen »mit Temperaturerhöhung«, die das brennende Gefühl haben, »etwas« tun zu müssen? Erneut geben uns hier linke Denker Antworten, wie sie auch Alain de Benoist für seine Machtanalyse bei Gramsci fand.

Am 12. Januar 2000 sitzt der linke serbische Aktivist Srđa Popović in seinem Büro und schreibt an einer Rede, die er am Abend vortragen wird. Es ist der serbisch-orthodoxe Neujahrsabend, und seine Bewegung OTPOR hat zu einer Versammlung aufgerufen. Tausende werden kommen. OTPOR begann als eine kleine Gruppe aus verträumten Studenten. Durch gezielte und klug eingesetzte Taktiken der *Non-violent action* gelang es ihnen, die Masse zu gewinnen und zu aktivieren. Ihr Ziel ist ein *Regime change*. Milošević soll verschwinden. Die Aktivisten werden moralisch und finanziell vom Westen unterstützt, aber die Arbeit vor Ort müssen sie alleine tun. An diesem Abend wird OTPOR ihre finale Kampagne lancieren. Ein Jahr später ist Milošević abgesetzt und die politische Wirklichkeit in Serbien eine andere. Gezielt hat OTPOR das Regelwerk der *Non-violence* angewandt: »Dispersionstaktiken«, »Laughtivism«, »Anti-Repressionstechniken«, »symbolische Konfrontationen«, »Widerstandsbranding«. Ziel: die Autorität des Regimes zu schwächen und seine gewalttätigen Reaktionen anzuprangern. Mit jeder Aktion wuchsen das Gelächter über die Herrschenden und die Anzahl der OTPOR-Mitstreiter. Die Studenten haben das alles nicht erfunden. Sie hatten ein Handbuch. Es stammt von Gene Sharp.

Sharp gilt als theoretischer Vater der *Non-violent action* (NVA). Der Politikwissenschaftler hat Widerstandformen (vom Ruhrkampf über Gandhi und Martin Luther King bis zum »Arabischen Frühling«) kategorisiert, ihre Taktik und ihre *Grand strategy* strukturiert und eine Art »Anleitung für den *Regime change*« geschaffen.

Das Konzept der NVA verläuft in zwei Phasen:

1. In der »Dispersionsphase« werden über spektakuläre Aktionen, die Aktivisten und Sympathisanten rekrutieren, der Protest »gebranded« und die besten Elemente der Opposition geeint. Sobald die Bewegung kampagnenfähig ist, werden mit größeren »metapolitischen Operationen« gezielt die tragenden Ideen und Begriffe der herrschenden Ideologie untergraben. Es kommt zu Legitimitätsverlust auf der einen und Akten des zivilen Ungehorsams auf der anderen Seite.
2. In der »Konzentrationsphase« wird nach einem akuten »Autoritätsvakuum« mit vereinten Kräften ein Platz besetzt, mit der Forderung, daß die Regierung zurücktreten müsse. Über den gesamten Prozeß hinweg gibt es keinerlei Anwendung von Gewalt. Im-

»Das Ausmaß an Freiheit oder Tyrannei in einer Regierung spiegelt somit in hohem Maße die relative Entschlossenheit der Untergebenen wider, frei zu sein, sowie ihren Willen und ihre Fähigkeit, sich allen Bestrebungen zu widersetzen, sie zu versklaven.«

Gene Sharp: *Von der Diktatur zur Demokratie*.



mer müssen die mächtigen Gegner »den ersten Schlag« setzen und werden mit Provokation und Subversion aus der Reserve gelockt.

Mit Schützenhilfe des Westens wurde das Verfahren in zahlreichen sogenannten Farbrevolutionen angewandt. Uns in Westeuropa steht ein sanfter Totalitarismus gegenüber, dessen Herrschaft fast ausschließlich in der öffentlichen Meinung liegt, weswegen unser Kampf vor allem in ihren Medien stattfindet.

Die Kernfrage von Popović und Sharp schließt an die Erkenntnisse von Arendt an: »Wenn du gegen Mike Tyson antreten müßtest, welches Feld würdest du wählen? Den Boxring oder ein Schachbrett?« Das Schlagwort Sharps, das er Ghandi entlehnt, ist die »Nonkooperation«, die »Nichtteilnahme«.

Genaugenommen wird die »metapolitische Wirkung« einer Aktion durch ihren »gewaltfreien« Aspekt erzielt. Gezielte Nadelstiche gegen die Nervenstränge der herrschenden Elite sind wirkungsvoller und nachhaltiger als Straßengewalt. Bild und Parole stehen im Vordergrund. Während militantes Vorgehen immer zur strengen Geheimhaltung und der Bildung eines Untergrunds zwingt, ermöglicht das gewaltlose Vorgehen eine Transparenz der eigenen Ziele und ihrer Akteure, was ihre Breitenwirkung und Anschlußfähigkeit massiv steigert.

Erica Chenoveth, eine amerikanische Militärstrategin, hat in einer wissenschaftlichen Studie die Erfolge gewaltloser und gewaltsamer Bewegungen verglichen. Die Ergebnisse sind bemerkenswert: Aufs Ganze gesehen, waren zwischen 1900 und 2006 gewaltlose Gruppen doppelt so häufig erfolgreich wie militante. Chenoveth sieht den Vorteil gewaltfreien Vorgehens in der geringeren Schwelle für die Teilnahme und der dadurch größeren *People power*. Sie steigt mit der Anzahl der Teilnehmer, welche in die Widerstandsbewegung involviert sind. Wenn drei Prozent der Bevölkerung in die Bewegung ein- und damit aus der herrschenden Ideologie ausgestiegen sind, besteht nach Chenoveths Untersuchungen eine statistische Erfolgchance von rund 80 Prozent.

Statt eine jähe Entscheidung am Tag X zu ersehnen, arbeiten die gewaltlosen Aktivist:innen Schritt für Schritt an einem langfristigen, strategischen Projekt: an der Steigerung und Kultivierung der *People power* und der Austrocknung der Machtquellen der herrschenden Ideologie. Deren Vertreter wissen das und werden versuchen, mit Repression von oben und linkem Terror von unten Oppositionsbewegungen zu radikalisieren und auf den Pfad der Gewalt zu drängen. Dagegen gibt Gene Sharp als Losung die »gewaltlose Disziplin« vor. Diese erfordert meist mehr Schulung, Willenskraft und Idealismus und ist kein Ausdruck von Schwäche, sondern von Souveränität und Disziplin. Drei Thesen dazu:

1. Gewaltfreiheit ist nicht gleich Pazifismus. Gewaltloses politisches Vorgehen kann, aber muß nicht Ausgang einer ideologischen Ablehnung jeder Gewalt sein. Es geht ihm um dasselbe wie jedem anderen politischen Handeln: um Machtgewinn.
2. Gewaltfreiheit ist erfolgreicher. Gegen den sanften Totalitarismus und die Kulturhegemonie eines hypermoralischen Staats ist gewaltloser Aktivismus nachweisbar die praktikable Strategie.
3. Gewaltfreiheit ist neurechts. Die Idee der »Kulturrevolution von rechts«, mit der Benoist Gramscis metapolitisches Konzept übernahm, führt konsequent zu einer Strategie der gewaltlosen Aktion. Ist die kulturelle Hegemonie als Hauptproblem erkannt, ist ein gewaltloser Infokrieg die logische Konsequenz.

Diese unbedingte Gewaltlosigkeit einer neurechten, aktivistischen Avantgarde ist daher nicht Ausdruck eines weltfremden Pazifismus. Sie will mit zivilem Ungehorsam die »kleine Ordnung« stören, die Diskursregeln der herrschende Ideologie brechen und so den Arm des Gesetzes wieder einrenken. Mit ihren Straßentheatern, symbolischen Okkupationen und ästhetischen Interventionen hat sich die Identitäre Bewegung bereits einen gewissen Bekanntheitsgrad erworben. Es kommt jetzt darauf an, die Dispersionsphase erfolgreich abzuschließen, kampagnenfähig zu werden und, unbeeindruckt von Kriminalisierungsversuchen und linksextremem Terror, den Weg des gewaltlosen Widerstands einzuhalten. ■

»Mit dem Wort ›gewaltlos‹ ist nicht ›passiv‹ oder ›pazifistisch‹ gemeint. Die Leute, die gewaltlose Bewegungen organisieren und leiten, sehen sich selbst als aktive Kämpfer, ihrer Sache genauso verschrieben wie jeder Soldat in der Armee. Gewaltlose Aktivist:innen bedienen sich des Vokabulars der Kriegführung (mit Begriffen wie Strategie, Kampagne, Aktion und Taktik), aber sie treffen die strategische Entscheidung, keine körperliche Gewalt einzusetzen.«

Gene Sharp: *Von der Diktatur zur Demokratie*.

#### Literaturhinweise:

Hannah Arendt: *Macht und Gewalt*, München/Zürich 1970;

Alain de Benoist: *Kulturrevolution von rechts. Gramsci und die Nouvelle Droite*, Krefeld 1985;

Srđa Popović: *Blueprint for Revolution*, New York 2015;

Gene Sharp: *Von der Diktatur zur Demokratie. Ein Leitfaden für die Befreiung*, München 2014.

## Rückzug aus Algerien – eine Lehre

von Marcel Kehlberg

Geschichte wiederholt sich nicht, so wissen wir oder glauben zu wissen. Doch sie kann vorausgreifen, kann antizipieren, und dies zumeist unerkannt, ja unbewußt. Nur wenige, die in die Geschehnisse ihrer Zeit involviert sind und zugleich in ausreichender Distanz zu ihnen leben, vermögen es, die Zeichen oder Menetekel auszumachen, die Zukünftiges symbolisch oder real vorwegnehmen. Geschichtsträchtige Ereignisse erschöpfen ihr Potential selten in der Tagesaktualität, und was geboren wird, wächst sich aus. Freilich kann es sehr lange dauern, bis etwas aus der Vergangenheit in der Zukunft ausgetragen sein wird.

Der Krieg in Algerien wurde von vielen, zumeist französischen Beteiligten, als epochale Zäsur wahrgenommen. Der Verlust des *Département français* Algerien war für sie auch ein Verhängnis, das weit über Frankreich hinausgreifen würde. Das ahnten die Soldaten und europäischen Siedler (*Colons* oder *Pieds-noirs* genannt) am Atlas. Damals als unverbeserliche Imperialisten und bald schon als Faschisten geschmäht, versteht man erst heute, was sie gehaut haben könnten.

Die bewaffnete *Organisation de l'armée secrète* (Organisation der geheimen Armee), kurz OAS, lieferte den algerischen Aktivisten des FLN sowie später den französischen Sicherheitsorganen ein blutiges Rückzugsgefecht, das sich heute angesichts neuerer dystopischer Ahnungen aus der Feder eines Boualem Sansal (2014) oder Michel Houellebecq (*Unterwerfung*) als Vorhut neuer, weiter reichender Rückzüge ausnimmt.

### Ein General erinnert sich

Memoiren von Generälen genießen literarisch wie historisch einen eher schlechten Ruf. Eine Ausnahme bilden ausgerechnet diejenigen de Gaulles, des Gegners von Luftwaffengeneral Maurice Challe (1905–1979), des einstigen Oberbefehlshabers der 10. französischen Militärregion, Algerien. Dessen Erinnerungen, Stellungnahmen, Rück- und Ausblicke wurden unter dem Titel *Notre Révolte / Unsere Revolte* zusammengefaßt und 1968 veröffentlicht. In diesem Jahr, das die Mai-Revolten der Linken in Paris sehen sollte, begnadigte de Gaulle den Putschisten des Jahres 1961 nach knapp siebenjähriger Haft. Diese Memoiren, die der Autor gleichwohl nicht als solche bezeichnen mochte, sind ein leidenschaftliches Plädoyer für das Handeln nach Maßgabe des eigenen Gewissens und eines einmal gegebenen Versprechens, und zwar auch dann, wenn das Handeln gegen die legitime staatliche Ordnung gerichtet ist. Ähnlich übrigens, wie es der frisch ernannte General de Gaulle 1940 selbst getan hatte, als er sich nach London absetzte und damit die Kapitulation seiner Regierung vor Deutschland rundweg ablehnte.

Maurice Challe beschreibt engagiert, unromantisch und mit geradezu seherischer Nüchternheit, die nur aus dem hautnahen Miterleben stammen kann, das Scheitern Europas (er spricht mehrfach ausdrücklich

»Wir sind hier in Algerien Zeugen des Endes der Welt. Aber das Ende dieser Welt wird wie die Ankündigung einer neuen Welt erlebt. [...] Eine dermaßen radikal umgewälzte Gesellschaft macht es erforderlich, revolutionäre Lösungen zu suchen und Massen zu mobilisieren, die aus ihren Berufen und ihren traditionellen Welten geworfen worden sind, indem man ihnen ein anderes Leben anbietet [...]«

Pierre Bourdieu: »Revolution in der Revolution«, in: ders.: *Algerische Skizzen*, Berlin 2010.



Französische Truppen in  
Algerien, 1954

von *Occident*) in Nordafrika. Man lernt etwas über den unbarmherzigen Charakter des revolutionären Krieges, dem sich die Kämpfer des FLN, der Befreiungsfront für ein unabhängiges Algerien, verschrieben hatten und welcher den politischen Entscheidungsträgern im fernen Paris stets wie »Sanskrit« vorgekommen sein muß, so der bissige Ausdruck des Experten. Man nimmt teil am Frust eines Militärs, der mit kühnen Operationen dabei war, in den *Djebels* des Hinterlandes den Krieg militärisch zu gewinnen, den die Regierung kurz darauf politisch verspielen würde. Man staunt über sein achtungsvolles Verstehen der muslimischen Mentalität, die Loyalitäten eher an Respektspersonen knüpft denn an abstrakte Verwaltungsnormen anonymer Apparate. Schließlich erfährt man Näheres zu dem Umsturzversuch einer Gruppe hoher Militärs vom 21. bis 25. April 1961, zu deren Führung er gehört hatte und dessen Scheitern in der fehlenden Einheit der französischen Armee sowie im noch intakten Nimbus des Weltkriegshelden de Gaulle begründet lag. Die darauf folgenden Säuberungen, die bis in die bundesdeutschen Garnisonen reichten, schwächten die Armee auf Jahre hinaus und ließen sie in den Augen ihrer algerischen Gegner an Achtung einbüßen.

Bei alledem ist Maurice Challe weder ein glühender Imperialist noch ein Anhänger einer Militärdiktatur zur Rettung eines französischen Algeriens. Er ist vielmehr ohne Illusionen über das Schicksal der Europäer in Afrika wie über das der Algerier nach dem Rausch der Unabhängigkeit von Frankreich. Das Abtreten Algeriens an eine terroristische Organisation wie den FLN war in seinen Augen kein Akt der De-Kolonisierung, die er im Grundsatz begrüßt, für die es aber vernünftige Verhandlungspartner und eine innere Stabilität gebraucht hätte. Algerien hatte man vielmehr an Terroristen ausgeliefert, um so rasch wie möglich zu einem Frieden zu gelangen. Die europäische Bevölkerung, die 1958 noch voll Hoffnung auf die Rückkehr de Gaulles ins höchste Staatsamt geblickt hatte, vor allem, nachdem er die magischen Worte »Je vous ai compris!« aussprach (»Ich habe euch verstanden!«, was immer noch anders klingt als »Wir schaffen das«), wurde mehr oder weniger sich selbst überlassen. Was nützte es da, Franzose zu sein, wenn einem die Kehle durchschnitten würde, fragt Challe bitter. Altruistisch sei man nur, solange es nicht an das eigene Leben gehe, hält er den betont humanistischen Stimmen aus dem fernen Mutterland entgegen. Am Ende steht die Einsicht eines altgedienten Militärs, der weiß, daß man sich bei der Menschenführung nicht allein auf Worte, sondern ebenso auf die Qualität von Blicken verlassen müsse.

### Auf verlorenem Posten

Die OAS ist Vergangenheit. In der Wunde der *Pieds-noirs* hatte sie sich als Wundbrand entwickelt und hielt sie somit über Jahre offen, als Paris und das Mutterland von dem Schicksal ihrer Mitbürger auf der anderen Seite des Mittelmeeres schon nichts mehr wissen wollten. Sie wurde in der hysterischen Phase nach dem Militärputsch von französischen Intellektuellen der selbstgewissen Hauptstadt gar als faschistisch verfemt, obwohl in ihr neben den konservativen Militärs katholische Traditionalisten, rechte

»Wenn die vielen unterschiedlichen Fraktionen der *Pieds-noir* auch über den Grad der einzusetzenden Gewalt stritten, so waren sie sich doch in einem grundsätzlich einig: Es mußte eine »zweite Front« eröffnet werden, sowohl gegen den Terrorismus des FLN als auch gegen die Regierung in Paris, und es mußte jetzt geschehen.«

Alistair Horne:  
*A Savage War of Peace.*  
Algeria 1954–1962,  
New York 2006.

Revolutionäre, linke Gewerkschaftler und auch ehemalige Résistance-Kämpfer eine Aktionsplattform gefunden hatten. Sogar einige wenige jüdische Mitglieder und Sympathisanten hatte sie, welche die Organisation an der Seite israelischer Siedlerbewegungen im Dauerkampf mit arabischen Ansprüchen verorten wollten. Allen gemeinsam war der Einsatz für ein französisches Algerien. Hinzu kam das psychologische Trauma vieler junger Offiziere, denen das Foltern gefangener FLN-Kämpfer befohlen worden war und die man nach der abrupten politischen Kehrtwende mit dieser Schuld alleine ließ. Dennoch ist unbestritten: Die OAS wählte den Weg des Terrors, vor allem dann, als Pläne, einen *Maquis* (Bezeichnung französischer Partisanen während des Zweiten Weltkriegs) in Gebieten befreundeter muslimischer Stämme zu gründen, buchstäblich im Sande verließen und Propagandaaktionen wie Graffiti oder die Inbetriebnahme eines Piratensenders angesichts der sich zuspitzenden Lage nicht mehr ausreichend erschienen.

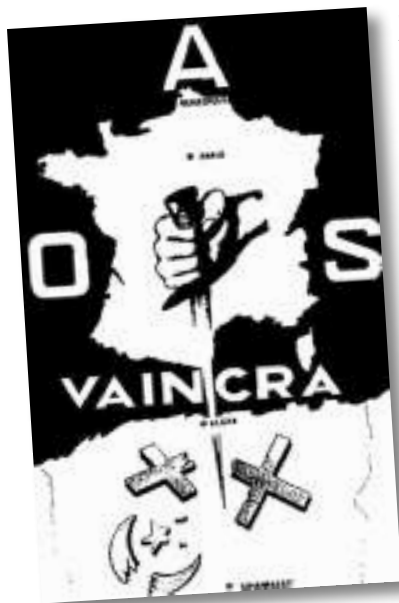
Begonnen hatte sie im Ausland, in Franco-Spanien, wo sich in Madrid die zivile Bewegung FAF (*Front de l'Algerie française*) einen geheimen Zweig zulegte, der später den Namen OAS erhielt. Gegründet wurde sie von Zivilisten, die nicht am Putsch der Generäle in Algerien beteiligt waren (entgegen manch falscher Darstellung). Schlagkräftig wurde sie aber erst durch den Eintritt hoher Offiziere, darunter des ehemaligen Oberbefehlshabers der französischen Armee in Algerien und eines der späteren Köpfe des Putsches Raoul Salan, dem sogleich die Führung der Organisation übertragen wurde. Obwohl bereits während der legendären Schlacht um Algier 1956 eine rege Zusammenarbeit zwischen Zivilisten und Militärs bestanden hatte, gestaltete sich diese innerhalb der OAS besonders schwierig. Es rächte sich nun, daß die Organisation ein Sammelsurium an Strömungen vereinen und zu einer gemeinsamen Linie verpflichten wollte. Es fehlte ihr eine klare politische Strategie ebenso wie eine effiziente Führung im Untergrundkampf, und dies, obwohl ausge-

rechnet die Militärs als Spezialisten des revolutionären Krieges galten. Trotzdem gelangen ihr mit der Zeit zum Teil spektakuläre Aktionen, wie 1962 die Einnahme des europäischen Stadtteils von Algier, Bab-el-Oued, der als eine Art europäisches Masada von Arabern und französischen Ordnungskräften gleichermaßen befreit werden sollte. Die Folge waren wochenlange Straßenkämpfe mit der regulären Armee. Den überwiegenden Teil des Repertoires jedoch bildeten Attentate, die erst selektiv, später auch blindlings vorgenommen wurden und in der Endphase, als die Unabhängigkeit Algeriens unumkehrbar geworden war, in eine Politik der verbrannten Erde (*Terre brûlée*) einmündeten. Der Terror verlagerte sich bald auch nach Frankreich, wo man versuchte, den Präsidenten der Fünften Republik, General de Gaulle, zu liquidieren, so wie es im berühmten Thriller *Der Schakal* von Frederick Forsyth beschrieben wird. Das bekannte Attentat von Petit-Clamart hingegen, bei dem Oberstleutnant Bastien-Thiry gleichsam zu einem Stauffenberg der französischen radikalen Rechten avancierte, entsprang nicht ihrer Planung (auch hier gibt es nach wie vor falsche Darstellungen).

Das Ende der OAS in Frankreich zeichnete sich ab, als die Anschläge völlig Unbeteiligte trafen, wie 1962 beim Angriff auf den Wohnsitz von André Malraux, bei dem das Mädchen Delphine Renard schwer verletzt wurde, was den Kampf der OAS bei der Bevölkerung endgültig in Mißkredit brachte. Zwar versuchten Aktivisten auf die vielen vom FLN ermordeten Kinder der *Colons* aufmerksam zu machen, doch war die mediale Schlacht endgültig verloren.

Die OAS hat keines ihrer Ziele je erreicht: Sie konnte nicht wesentlich Einfluß auf die Regierung in den Verhandlungen mit dem FLN nehmen. Im Gegenteil, sie diente dem FLN sogar noch als propagandistische Munition, um politisch Druck auszuüben. Auch konnte sie den massenhaften Exodus der europäischen Bevölkerung aus Algerien weder stoppen noch wirksam decken, und dies trotz eines Geheimabkommens mit dem FLN in Algier. Dem Massaker an der Zivilbevölkerung von Oran am 5. Juli 1962, bei dem auch pro-französische Algerier zu den Opfern enthemmter Teile der FLN gehörten, mußte sie machtlos zusehen.

Die OAS wurde schließlich zum Mythos, ja beinahe schon zum Wiedergänger in der französischen Innenpolitik. In den Reihen des *Front Na-*



Plakat der OAS

tionale um Jean-Marie Le Pen, der zwar in Algerien gedient hatte, jedoch nie Mitglied der OAS gewesen war, witterte man regelmäßig ehemalige Aktivisten. Gleichwohl griff der Patriarch des FN in einer Rede 1992 in Nizza das Motiv ihres Kampfes auf, um ihm sogleich eine brisante Aktualität zuzuweisen: Der damalige Kampf für ein französisches Algerien sei die Vorbereitung gewesen für den anstehenden Kampf für ein französisches Frankreich.

### **Ausblick: Wie hältst Du es mit der Gewalt?**

Kriegführende tauschen Eigenschaften aus, so heißt es lapidar. Daß man vom Gegner lernen könne, gilt ebenso als bellizistische Binsenweisheit. Dennoch kann man ihn nie imitieren, Kontext und Mentalität müssen berücksichtigt werden. Sicher liegt auch hier ein Grund für das Scheitern der OAS, die als eine Art »französisch-europäischer FLN« ebenbürtig Antwort geben wollte und bald feststellen mußte, daß diese Form der Gewalt bei ihren Landsleuten fern des Maghreb auf keinerlei Verständnis stieß. Obwohl gerade die Militärs unter ihren Mitgliedern Mao Tse-tung gelesen hatten, der lehrte, in einem Guerillakrieg müsse aufgrund des militärischen Ungleichgewichts besonderer Wert auf den inneren Zusammenbruch des Feindes gelegt werden, oder in Maos poetischem Stil gesprochen: »das Netz breit auswerfen und eng zusammenziehen«, gelang es nie, eine wirksame Subversion zu entwickeln. Der Feind, der FLN, war im Gegenzug bereits früh an mehreren Fronten aktiv, insbesondere ab dem Zeitpunkt, als er militärisch *de facto* besiegt war. Wichtige Schauplätze waren die Mobilisierung der internationalen Öffentlichkeit sowie die Einwurzelung in die (damals schon) in Frankreich arbeitenden Algerier. So wurden harmlos klingende Parallel-Gewerkschaften gegründet, um der Propaganda und der »Spendensammlung« unter den algerischen Arbeitern eine legale Fassade zu verleihen. Aus einem Kommuniqué der Organisation von 1958, das im befreundeten Kairo verfaßt worden war, geht hervor, wie der legale Rahmen Frankreichs hemmungslos ausgenutzt werden sollte, da nur die Souveränität Algeriens Loyalität verdiene. All dem war die OAS nicht gewachsen und hatte nichts Vergleichbares entgegengesetzt. Vor allem aber fehlte ihr in Zeiten der allgemeinen Entkolonisierung die internationale Rückendeckung.

Was hat dieser Rückgriff auf eine vergangene Periode mit unserem Heute zu tun? Warum sich mit einem Phänomen wie der OAS überhaupt beschäftigen? Zum einen war sie der gewaltsame Ausdruck einer damals noch kaum bewußten Angst vor einem größeren Rückzug, der, wie eingangs gesagt, nicht auf das französische Algerien allein beschränkt bleiben würde. Doch auch aus der fehlgeschlagenen Strategie lassen sich Lehren für den Kampf in der längst begonnenen Neu-Kolonisierung Europas durch die Kultur des Islams ziehen.

Hierzu lohnt sich ein kurzer Blick auf einen anderen revolutionären Kampf, an dessen Ende ebenso eine nationale Unabhängigkeit stand: Gandhis gewaltlose Kampagnen gegen die britische Kolonialverwaltung Indiens. Man vergißt hierzulande schnell, daß Gandhi zuallererst indischer Nationalist war! Fußend auf der Darstellung des unbequemen indischen Psychologen Ashis Nandy, der sich intensiv mit den psychologischen Implikationen von Gandhis Kampf befaßt hat, könnte man folgendes in Betracht ziehen: Wie wäre es, wenn man keine Anpassungsleistung an die Kampfmethodik des aggressiven Islams erbringen würde, sondern konsequent dessen entschlossene Antithese verkörperte? Wie wäre es, wenn man die Stereotype der Leitmedien umkehren, die tradierten Bilder auf den Kopf stellen und ihnen keinen Gefallen mehr tun würde und das Klischee der dumpfen, rechten Gewalttätigkeit durchbräche? Wie wäre es, wenn man den Gegner diskreditieren würde, anstatt seine Methoden zu kopieren? Wie wäre es schließlich, wenn man den Gegner durch emotionale Disziplin in seiner übersensiblen Emotionalität treffen und so zu taktischen Fehlern verleiten würde? Bei diesen Impulsen, die sicher schon in der Diskussion sind, gilt freilich auch, daß Gewalt als legitime Notwehr in ihrem Recht unangetastet bleibt.

Die schwachen Nerven großer Teile der (west-)deutschen Verwöhnungsgesellschaft würden nichts anderes ertragen oder verstehen. Diese Teile gilt es zu gewinnen, möchte man sich nachhaltig etablieren. Doch sollte ihnen eines gezeigt werden: Gewaltlosigkeit heißt nicht Kampflosigkeit. ■

»Silvesterkracher unter den Fenstern der Pförtner haben noch keinen einzigen Unterstützer für das französische Algerien gewonnen. Blindlings wütender Terrorismus ist das am besten geeignete Mittel, um jede Unterstützung der Bevölkerung zu verlieren. Er ist ein Akt der Verzweiflung. Die verschwörerische Aktion und die kalkulierte Anwendung von Gewalt kann jedoch unabdingbar sein, wenn einer Nation keine anderen Mittel verbleiben, um zu ihrem Recht zu kommen. Und in diesem Fall zielt der Terrorismus darauf ab, die Menschen zur Beteiligung am Kampf zu ermuntern. Wer ihn jedoch gegen die Volksgemeinschaft verwendet, der ist zum Scheitern verurteilt.«

Dominique Venner:  
*Für eine positive Kritik.  
Das Ende der alten Rechten,* Dresden 2017.

## Popoversohlen machen viele

Ellen Kositzka im Gespräch mit der Sadomaso-Szene

*Gewalt wird geächtet. Überall, fast. In die Schlafzimmer kann Vater Staat noch nicht schauen. Hat sich ein bißchen, vielleicht unterdrückte, private Restgewalt »between the sheets«, zwischen die Laken verzogen? Sven Dirks sollte es wissen. Er ist seit rund drei Jahrzehnten in der sogenannten Sadomaso-Szene aktiv, organisiert Veranstaltungen und Stammische und betreut daneben seit 17 Jahren das spezifische »Sorgentelefon« [maydaysm.de](http://maydaysm.de), ein Angebot für Primärintervention bei Problemen, Gewalterfahrungen und Beziehungsschwierigkeiten im Bereich BDSM (»Bondage & Discipline, Dominance & Submission, Sadism & Masochism«) für den deutschsprachigen Raum.*

**KOSITZKA:** Herr Dirks, mein Eindruck ist: Gewalt ist heute ein Tabu. Das ist – mit Blick auf die gesamte Menschheitsgeschichte – ein brandneues Phänomen. Es wird gewaltfrei erzogen, Kriege werden geächtet, und Gewalt in sexuellen Beziehungen wird mit großer Sensibilität begegnet. Letzteres interessiert mich. Einerseits wird »Augenhöhe« und »Achtsamkeit« großgeschrieben, andererseits haben wir diesen gigantischen Erfolg des SM-Bestsellers *Fifty Shades of Grey*. Damit einhergehend wird von einem Verkaufsboom an Handschellen, Peitschen etc. für den intimen Gebrauch berichtet. Kommt damit etwas an die Oberfläche, vielleicht eine Sehnsucht nach »klaren Verhältnissen«, nach Hierarchie, das uns politisch und pädagogisch eigentlich ausgetrieben werden sollte? Ich meine: Hat der Mensch eine Art Urbedürfnis nach Gewalt, das nicht wirklich abgeschüttelt werden kann?

**DIRKS:** Vorweg: Ich verkürze BDSM und alle randständigen Spielarten der Einfachheit halber zu SM. *Fifty Shades of Grey* wird von vielen Menschen in der nichtkommerziellen SM-Szene vehement abgelehnt. Eben weil dort Konsensualität, Augenhöhe und Achtsamkeit nicht dargestellt werden! Die Übergriffigkeit, mit der der Protagonist in diesem Film vorgeht, gibt es natürlich auch in »der Szene«. Allerdings werden Menschen beiderlei Geschlechts, die das so handhaben wie Herr Grey, meistens schnell aussortiert. Einen Hubschrauber besitzen die allermeisten von uns auch nicht. In der SM-Welt

haben Konsensualität und das Miteinanderaushandeln dessen, was spieltechnisch und sexuell läuft, absoluten Vorrang. Nach Jahrzehnten SM-Leben bin ich davon überzeugt, daß Gleichberechtigung und Achtung vor dem Gegenüber in der SM-Welt deutlich ausgeprägter sind als im Rest der Gesellschaft, wo sexuelle Themen oftmals aus Scham nicht besprochen werden.

**KOSITZKA:** Was ja so klingt, als sei Scham ein Hindernis für Gleichberechtigung und Achtung. Aber gut, Sie widersprechen als Praktiker also meiner Vermutung, daß in einer Gesellschaft, die sich »Transparenz« und »Gleichheit« auf die Fahnen geschrieben hat, die leidenschaftliche Sexualität sich ihre dunklen Nischen sucht, in denen es ruppig zugeht. Im Gegenteil, falls ich Sie richtig verstehe: In der Szene wird um so gründlicher ausgehandelt, also das Begehren auch stärker verbalisiert. Seltsam.

**DIRKS:** Innerhalb der SM-Szene gibt es schon auch Menschen, die genau jene Hierarchie, die »klaren Verhältnisse«, suchen. Andere sind eher auf den körperlichen Reiz von Schmerz und Endorphinen aus. Auch das Gefesselt- und damit Wehrlossein wird von vielen sehr geschätzt. Wieder andere genießen den scharfen Fokus auf Körper und Sexualität. All das setzt ein hohes Maß an Vertrauen in den aktiven (dominanten, sadistischen, fesselnden) Partner oder die Partnerin voraus.

**KOSITZKA:** Das Klischee, kulturell und religiös festgezurr, besagt: Die Frau sei dem Mann Untertan. Zweites, modernes Klischee: Gerade der »Typ Manager«, der Boß mit großer Entscheidungskompetenz und vielen wirtschaftlich »Untergebenen« hat häufig intime masochistische Neigungen. Wie sieht das eigentlich in Wahrheit aus, rein zahlenmäßig, im SM-Bereich? Sind mehr Frauen oder mehr Männer dominant? Also: Gibt es mehr eine Umkehr der herkömmlichen »traditionellen Rollen« oder eher eine Verfestigung?

**DIRKS:** In den 80er und 90er Jahren war die nichtkommerzielle, organisierte SM-Szene eher sehr akademisch geprägt. Heute ist sie ein Ab-

bild der ganzen Gesellschaft und aller sozialen Schichten. Vom Arbeiter bis zur Managerin finden sich alle sozialen Gruppierungen in ihr wieder. Das Klischee vom Manager, der sich gerne am Abend auspeitschen läßt, ist meines Erachtens nicht haltbar. Rein zahlenmäßig würde ich sagen, daß vor allem junge Frauen zunächst eher, aber keinesfalls ausschließlich, submissiv oder passiv in der Szene auftauchen. Viele entdecken dann aber den Reiz der aktiven Seite und fangen an, zu switchen, das heißt, auf beiden Seiten des Spektrums zu spielen oder zu toppen.

Viele junge Männer kommen von vornherein in beiden Richtungen offen in die Szene und finden mit der Zeit heraus, was ihnen am besten taugt. Eine etwas gesondert zu betrachtende Gruppe sind Männer, die erst mit 50 Jahren oder noch später häufig ohne Wissen der Partnerin auftauchen und ihren lebenslangen Phantasien im richtigen Leben Ausdruck verleihen möchten. Bei diesen findet sich ein großer Anteil an eher submissiven Männern. Sie haben oft einen schweren Stand. Insgesamt ist heute, dank Internet, die Hemmschwelle wesentlich geringer, sich in die »Öffentlichkeit« der SM-Szene zu begeben und dort die eigene Nische zu finden. Die tradierten Rollenbilder werden in der SM-Szene meines Erachtens mehr als anderswo hinterfragt.

**KOSITZA:** Ich gestehe, Sie desillusionieren mich! Ich hatte die Vorstellung, daß es sich bei der SM-Szene um einen düsteren Bereich des »Vor-zivilisatorischen« handle. Daß es ein dämmriger Raum ist, in dem Wollust, Gier und dreckige Animalität ohne bürokratisch anmutende Vorverhandlung ausagiert wird. Ist anscheinend nicht so! Offenkundig wird also viel vorab besprochen, es werden Schutzwörter vereinbart undsoweiter. Mir erscheint das sehr ... hm, hygienisch und als bestens verwaltete Orgien. Oder?

**DIRKS:** (lacht) Hygienisch? Ja bitte, unbedingt! Das »Animalische« wird, so gut es geht, inszeniert und von beiden beziehungsweise allen Beteiligten bestmöglich mit Leben gefüllt. Ein gewisses schauspielerisches Talent, insbesondere beim Top, also den dominanten Partnern, hilft hier sehr, eine an sich choreographierte Szene »wahr« werden zu lassen. Mit zunehmendem Vertrauen zwischen Spielpartnern bzw. -partnerinnen gibt es natürlich auch mehr Raum für ungeplante Gier, Wollust und rauhes Spiel. Vielen geht es ohnehin weniger um den klassischen Sex bei der Sache, sondern um das rauschhafte Erleben. Endorphine, Adrenalin, Schmerz, Zwang – das alles löst bei den meisten Menschen einen tranceartigen Zustand aus. Dieser ist oft genug das primäre Ziel einer Session. Der sich häufig anschließende Sex ist schön und vielleicht kathartisch, für viele aber zweitrangig.

**KOSITZA:** Wir sprachen ja nun von einer »SM-Szene«. Im Begriff der »Szene« steckt eine gewisse Vernetzung, Clubatmosphäre, Austausch etc. drin. Wo ist eigentlich der Schritt, daß Leute

»zur Szene« gehören? Was ich damit meine: Private Vorlieben bilden sich ja nicht gleich in einer »Szene« ab. Wann verläßt denn einer überhaupt den Bereich des Ehebetts und der partnerschaftlichen (Duo-)Intimität? Was heißt überhaupt »Szene«? Sind die Leute dort also alle promiskuitiv? Steht dort also nicht die geliebte Person im Vordergrund, sondern ein fetischisiertes, an keine bestimmte Person geknüpft Verlangen?



Lou Salomé mit Paul Ree und Friedrich Nietzsche 1882

**DIRKS:** Ich denke, daß sich in »der Szene« vor allem diejenigen finden, denen das SM-Erleben besonders wichtig ist, die einen sehr starken Trieb in diese Richtung verspüren und die sich Sexualität ohne SM überhaupt nicht vorstellen können. Auch der Wunsch, mehr zu erfahren, Fertigkeiten zu erlernen und kompatible Partner oder Partnerinnen zu finden, treibt Menschen in die SM-Szene. Dort passieren dann eh auch die üblichen gruppendynamischen Prozesse, die man auch im Alpenverein oder bei den Tiereschützern findet. Die Akzeptanz einer großen Bandbreite von teilweise sehr skurrilen Vorlieben spielt sicher auch eine Rolle. Popoversohlen machen viele, aber es gibt eine Reihe von Fetischen und Spielarten, die deutlich seltsamer sind. Andere finden nur in der Szene Menschen, die bereit sind, auch sehr hart und brutal erscheinende Sessions tatsächlich durchzuziehen. Das erfordert viel Wissen über Anatomie, Medizin und Psychologie, viel Empathie und die Übung, die eigene »Beißhemmung« zu überwinden und dem oder der Sub das zu geben, was gewollt ist.

Und ja, die Menschen in der SM-Szene sind sehr überdurchschnittlich polyamor und bereit dazu, daß in einer Paarbeziehung auch SM-Kontakte zu und Intimität mit anderen möglich sind. Oft genug deshalb, weil es nicht oft vorkommt, daß zwei Menschen, die sich lieben und die miteinander auf die Langstrecke gehen wollen, auch genau die gleichen SM-Vorlieben haben. ■

## Der Flüchtling und der Sündenbock

von Martin Lichtmesz

Wer sich René Girards Thesen nähern will, muß zunächst alles aus seinem Kopf verbannen, was er über das Heilige und die Gewalt zu wissen glaubt. Etwa Rudolf Ottos Definition des Heiligen als »mysterium tremendum et fascinans« oder Mircea Eliades Diktum, das Heilige sei eine »objektive Realität«, die der profanen »Relativität subjektiver Erfahrungen« gegenüberstehe. Auch Jan Assmanns These, daß der Monotheismus die Gläubigen zum Eifern verpflichte und darum die Entfesselung von Gewalt begünstige, hat kaum Berührungspunkte mit René Girard. Der 1923 in Avignon geborene und 2015 in Stanford, Kalifornien, gestorbene Literaturwissenschaftler und Religionsphilosoph bestand darauf, einen anthropologischen Universalschlüssel entdeckt zu haben, der sich mit der neutestamentlichen Offenbarung decke.

Ausgangspunkt von Girards Denken ist seine Auffassung von der mimetischen Natur des Begehrens, die er 1961 erstmals in seiner literaturwissenschaftlichen Studie *Figuren des Begehrens* (frz. 1961, dt. 1999) ausarbeitete. Nach Girard sind die menschlichen Gesellschaften von »Mimesis« geprägt, einem rivalisierenden Nachahmungsverhalten, das Konflikt, Haß, Neid und Ressentiment hervorruft und im schlimmsten Fall zum Hobbeschen »Krieg aller gegen alle« eskalieren könne. Dabei stellt Girard die oft spiegelbildliche Ähnlichkeit der Konfliktparteien fest – es gäbe nichts, »was einer wütenden Katze oder einem zornigen Menschen mehr gleiche als eine andere wütende Katze oder ein anderer zorniger Mensch.« Wie Tocqueville vor ihm erkannte er, daß, wer alle Menschen zu vaterlosen, gleichen Brüdern mache, die Rivalitätskämpfe nur ausweite und generalisiere. Dabei entzündete sich das menschliche Begehren, der Gegenstand des zehnten Gebotes, stets am Begehren der anderen. Der Mensch begehre nicht nur, was ihm fehlt oder was ein anderer Mensch besitzt, sondern auch weil es andere Menschen begehren, die dadurch zu Rivalen werden. Dabei geht Girard so weit, dem Begehren jeglichen autonomen Charakter abzusprechen: Der Mensch wisse nur dann, was er begehren solle, wenn andere Menschen es auch begehren.

An dieser Stelle erhebt sich der erste Einwand gegen Girards Theorie: Wenn das Begeh-

ren tatsächlich rein mimetisch zustande kommt, wer hat dann zu begehren begonnen und aus welchen Gründen? Ist das Begehren eine Art *Perpetuum mobile* aus einander aufstachelnden subjektiven Begierden, die lediglich durch Nachahmung anderer Begehrender zustande gekommen sind? Hat das konkrete Objekt des Begehrens keine Wirklichkeit und keine Eigenschaften, die es objektiv begehrenswert machen, auch ohne die Anwesenheit eines Dritten?

Mit seinem Hauptwerk *Das Heilige und die Gewalt* (frz. 1972, dt. 1987) wechselte Girard von der psychologisch-individuellen auf die soziologisch-kollektive Ebene. Er präsentierte die Frage nach den Grundlagen der Kultur als eine Art Kriminalfall, dessen Spuren jahrtausendlang verwischt worden seien. Pate standen dabei Freuds Thesen aus *Totem und Tabu* (1913): In der Darwinschen Urhorde herrschte ein »gewalttätiger, eifersüchtiger Vater, der alle Weibchen für sich behält und die heranwachsenden Söhne vertreibt«. Der Akt der Tötung dieses Patriarchen durch die sich zusammenrottende Brüderschar und seine spätere, das Schuldgefühl der Täter kompensierende kultische Verehrung, habe den Totemismus und das Inzesttabu der primitiven Völker begründet.

Girard bedient sich analytischer Werkzeuge aus Freuds Arsenal wie Ambivalenz, Verdrängung, Projektion, Symbolbildung, um die Mythen und religiösen Riten der Menschheit zu entschlüsseln. Der kulturstiftende Ur-Mord wurde einmütig von der Gemeinschaft begangen, um die von der mimetischen Rivalität erzeugte Spannung, die zu eskalieren und sie zu zerstören drohte, auf ein stellvertretendes, entlastendes Ziel abzuleiten. Dieses Ziel ist der berühmte »Sündenbock«, dem die Schuld an der Misere und Zwietracht der Gruppe aufgelastet wird und dessen Opferung einen kathartischen Effekt haben soll. Erst durch diesen Mord wird aus den rivalisierenden Individuen eine Gemeinschaft. Nicht nur werden sie durch die gemeinsame und später verdrängte Schuld geeinigt, das Opfer hat ihre Aggressionen, Rachegefühle und wechselseitigen Anschuldigungen gleichsam absorbiert und ihnen damit eine Möglichkeit geboten, aus der Spirale der Gewalt zu entrinnen.





Der kollektive Lynchmord löst die mimetische Gewaltkrise, weshalb das Opfer häufig im nachhinein als Stifterfigur oder göttliche Gestalt verklärt wird, während die sakralen Institutionen die ursprüngliche Opferung in symbolischer oder ritualisierter Form wiederholen. Das Heilige oder Sakrale ist also bei Girard mehr oder weniger identisch mit der Gewalt, deren religiöse Institutionalisierung verhindert, daß sich noch schlimmere Gewalt Bahn bricht. Girard sucht die Spuren dieses Gründungsmordes in antiken Mythen, griechischen Tragödien und den Riten primitiver Völker.

Die Pointe des archaischen Lynchmordes ist dabei, daß der Tatbestand bis zur Unkenntlichkeit verfälscht wurde, die Mythen also »lügen« und nicht beim Wort genommen werden dürfen. Deshalb muß Girard über weite Strecken Interpretationen bemühen. Der Mythos sieht im Opfer keinen »Sündenbock« in unserem reflektierten Sinne, also ein im Grunde unschuldiges Wesen, auf das die Sünden des Volkes lediglich projiziert werden, im Gegenteil: Damit die Opferung ihre heilstiftende Wirkung entfalten kann, müssen die Opferer von der Schuld des Sündenbocks überzeugt sein. Die Mythen interessieren sich nicht für die Opfer, da sie aus der Sicht der Täter erzählt werden. Der Perspektivenwechsel setzt nach Girard erst mit dem Judentum ein. Das Alte Testament beginnt als erster religiöser Text den Opfern und ungerecht Verfolgten eine Stimme zu geben, etwa in den Psalmen oder im Buch Hiob. Doch erst mit dem Neuen Testament wird die Lüge, auf der die antiken Opferinstitutionen aufbauen, vollends entlarvt. Damit wird das Heidentum entsakralisiert. Diese Deutung der Bibel, die der Katholik Girard durchaus apologetisch verstanden haben wollte, ist der wohl fesselndste Aspekt seines Werkes. In der Erzählung von der Passion Christi käme ans Licht, »was seit Grundlegung der Welt verborgen« (Psalm 78) gewesen sei, nämlich das Geheimnis, daß die Opfer unschuldig, daß sie nichts anderes als *Sündenböcke* waren.

In seinen letzten Lebensjahren sah Girard die biblischen Prophezeiungen vom Ende der Welt in greifbare Nähe rücken: »Ein Ende Europas, der abendländischen, ja der ganzen Welt ist möglich«, sagte er 2007. Girard sah im Islamismus ein »Symptom eines Gewaltanstiegs globalen Ausmaßes«. Dieser Gewaltzuwachs gehe jedoch ursprünglich »vom Abendland selbst aus,

da er die Form einer Antwort der Armen auf die Wohlhabenden annimmt. Er ist eine der Metastasen des Krebsgeschwürs, das die abendländische Welt befallen hat. Der Terrorismus ist die Vorhut einer allgemeinen Revanche gegen den Reichtum des Abendlandes.« Befangen in seiner Universaltheorie und ihren Prämissen, gelang es Girard nicht, ein wirklich schlüssiges Bild der heutigen Lage zu zeichnen. Mit dem Islam ist eine ausgesprochene Täterreligion auf den Plan getreten, wogegen er in der »politischen Korrektheit« eine Art »Superchristentum« sah, das von der Viktimisierung wie besessen und ständig auf der Suche nach neuen Opfern und Unterdrückungsmechanismen sei.

Vielleicht läßt sich das Phänomen der Opferhierarchien mit Girardschen Sonden durchleuchten. Der »Flüchtling« nimmt in der multikulturalistischen Imagination den Status einer geheiligten Figur ein, eines »Opfers« per se, das von Sündenbockmechanismen wie »Ausgrenzung« oder »Rassismus« bedroht sei. Diejenigen, die Gewalt durch Einwanderer erleiden, sind vielleicht nicht nur die Kollateralschäden der »antirassistischen« Utopie, sondern ein unbewußt dargebrachter, entsöhnender Blutzoll an einen molochartigen Gott, der Vergeltung für die echten und vermeintlichen Untaten verlangt, die der europäische Mensch dem nicht-europäischen Menschen zugefügt hat.

Und während die multikulturalistische Politik Ungleiche zu Brüdern machen will, innere Spannungen und mimetische Rivalitäten schürt, hat sie einen Sündenbock für ihr permanentes Scheitern identifiziert: Die »Rechten« in all ihren Schattierungen, die das Experiment sabotieren. Man muß sie strafen mit Ausgrenzung und Ächtung. Von der kollektiven Verstoßung des »rechtsradikalen« Sündenbocks erhofft man sich die Einigung einer fragmentierten Gesellschaft im Zeichen der »Vielfalt«. In der Tiefenschicht steckt das Trauma des Zweiten Weltkriegs, die Erinnerung an die große mimetische Gewaltkrise Europas. Die Bedingung für den Frieden war die Verurteilung des deutschen Sündenbocks als Alleinschuldigen an dem Blutbad, auf den die anderen Nationen ihre Mitschuld abwälzen konnten. Sie begründeten den Mythos vom erschlagenen Drachen, auf dessen Grab eine neue Weltordnung errichtet wurde, die in den heutigen Globalismus der Grenzenlosigkeit mündete. ■

## No-go-Areas

von Felix Menzel

48 Einheimische leben noch in Savile Town, einer englischen Kleinstadt südlich von Leeds, die im Ballungsgebiet West Yorkshire liegt. Demgegenüber stehen rund 4000 Moslems, die hier 97 bis 99 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen dürften. Ein Sicherheitsproblem stellt dies auf den ersten Blick nicht dar. Abgesehen von den üblichen Alltagsüberfällen und gelegentlichen Schießereien herrscht eine trügerische Ruhe in Savile Town. Das Leben in dieser »ethnischen Enklave« (*Daily Mail*) hat sich eben nur radikal verändert: Eine der wenigen verbliebenen Einheimischen, eine 53jährige Zahnarthelferin, gibt ganz offen zu, daß sie sich zu später Stunde nicht mehr aus dem Haus traute. Die umherstreifenden Moslems hätten keinen Respekt vor weißen Frauen und würden diese einschüchtern.

Drei der vier Selbstmordattentäter vom 7. Juli 2005 wohnten in Savile Town. Doch es wäre eine Verzerrung der Gesamtlage, sich ausschließlich auf diese Gefährdung zu konzentrieren. Viel entscheidender sind andere Prozesse. Entscheidender ist beispielsweise, daß in den letzten Jahren mangels möglicher Kundschaft acht von neun Pubs geschlossen haben. Wo früher die Geschäfte der Einheimischen waren, kann man heute Burkas kaufen. Eine Moschee mit 4000 Plätzen dominiert zudem die Stadt, in der die Landnahme noch gar nicht abgeschlossen ist. Laut Berichten suchen reiche Moslems gezielt die Häuser der verbliebenen Einheimischen auf. Sie klingeln an ihren Türen und bieten viel Bargeld für die Immobilien an.

Aufgrund dieser Zustände dürfte Savile Town zu den frappierenden »No-Go-Areas« in Europa zählen. Was hier Alltag ist, etabliert sich aber auch andernorts in vielen Abstufungen. Die englischen Brennpunkte haben seit der Jahrtausendwende alle 15 bis 20 Prozent der einheimischen Bevölkerung verloren. In Frankreich, den Benelux-Staaten, Schweden und Westdeutschland kippen viele Stadtteile ebenfalls. Gewalt kommt dabei facettenreich zur Anwendung.

Der Historiker Jörg Baberowski definiert die »Räume der Gewalt« in seinem gleichnamigen Werk von 2015 als jene Orte, wo die »Regeln sozialer Kommunikation, die im Frieden gelten, suspendiert« seien. Mit dieser weitge-

faßten Begriffsbestimmung läßt sich begreifen, was sich in den größten No-go-Areas Europas abspielt. In diesen von Ausländern dominierten Gegenden ist kein Gespräch mehr zwischen den Einheimischen, dem Staat und den einzelnen Zuwanderergruppen möglich. Es regieren Einschüchterung und Verdrängung. Die Polizei vermag den Einheimischen nur behutsam eindämmend zur Seite zu stehen.

In einem Bericht vom Dezember 2015 begründete die schwedische Polizei dieses passive Verhalten damit, daß die »Mehrzahl der Risikofaktoren außerhalb der Kontrolle der Polizei« lägen. Als Beispiele wurden der Zugang zum Wohlfahrtssystem, die Arbeitslosigkeit, die ethnische Segregation, die Stigmatisierung und das Wohnen auf enger Fläche genannt. Einerseits ist dieses Eingeständnis ein Armutszeugnis für die Handlungsfähigkeit des Staates, andererseits entspricht diese Bewertung natürlich der Wahrheit und bringt einen ganz wichtigen Punkt zur Sprache: Mit der Etablierung des Sozialstaats ging eine Ausweitung, zugleich aber auch Aufweicheung des Gewaltmonopols einher. Ausgeweitet wurde der Schutzauftrag des Staates dahingehend, daß nun mit Überwachungstechnik, der finanziellen Grundsicherung der Bürger, pädagogischer Verweiblichung und anderen psychologischen Maßnahmen (»Nudging«) ein oberflächlicher Frieden hergestellt wird. Die Aufweicheung des Gewaltmonopols besteht dagegen darin, es nur noch inkonsequent durchzusetzen. In vielen Gegenden Deutschlands braucht die kaputtgesparte Polizei weit über eine halbe Stunde, um erst einmal am Tatort einzutreffen, und die offenen Staatsgrenzen sind natürlich das deutlichste Zeichen dieser Fehlentwicklung.

Der Staat kann sich dies nur leisten, weil er die Mehrheit der Bürger zu Gewaltverleugnern erzogen hat, die bereit sind, den Schmerz zu umgehen, koste es, was es wolle. Die *White flight* und die Ausbreitung der Angst in den westeuropäischen No-Go-Areas allein mit dem Rückzug des Staates zu erklären, vernachlässigt daher das mentale Verhältnis der schutzbedürftigen, gehorsamen Bürger zur Gewalt. Baberowski betont, die Furcht voreinander sei ein wesentlicher Regulator zur Sicherung des inneren und äußeren Friedens. Entscheidend ist folglich, wer



Gekippt – Straßenszene in Savile Town

sich hier vor wem aus welchen Gründen fürchtet und zurückzieht. Würde es den Einheimischen gelingen, ihre Geschlossenheit und Wehrhaftigkeit zu demonstrieren, hätten sie abgesehen von extremen Beispielen wie Savile Town überall noch die Chance, ihren Gebiets- und Herrschaftsanspruch durchzusetzen. Sobald aber die Zuwanderergruppen von dieser Wehrhaftigkeit der Einheimischen nichts mehr wahrnehmen können, werden sie beginnen, die entsprechenden Gebiete zu okkupieren. Dies ist keine Vermutung, sondern ein ehernes Gesetz, das sowohl Evolutionsbiologen wie Irenäus Eibl-Eibesfeldt als auch Staatsrechtler wie Carl Schmitt hinreichend belegt haben.

In *Der Begriff des Politischen* erklärt Schmitt, ein Feind sei »eine wenigstens eventuell, d.h. der realen Möglichkeit nach kämpfende Gesamtheit von Menschen, die einer ebensolchen Gesamtheit gegenübersteht«. Von der Mobilisierungskraft der Ausländer, Einheimischen und des Staates hängt es also ab, wer seinen Herrschaftsanspruch durchsetzen kann. Wer diese Einsicht lediglich abstrakt betrachtet, wird die eigene Passivität immer damit begründen, im Ganzen gesehen ja noch in der Mehrheit zu sein und über die größeren Gewaltmittel zu verfügen. Die bereits entstandenen No-go-Areas zeigen aber, daß es im Alltag nicht darauf ankommt, mehr Panzerwagen als die Gegenseite im Fuhrpark zu haben. Die Mobilisierungskraft ist vielmehr an jedem konkreten Ort und in jedem konkreten Fall gefragt.

Schauen wir also genau hin, etwa nach Bremen: In der (gemäß Leitmedien) relativ friedlichen Silvesternacht 2016/17 wurde im berühmten Stadtteil Blumenthal ein 15jähriger Syrer von Kurden zu Tode getreten. Unmittelbar nach der Tat kam zwar ein Rettungswagen, die Polizei ließ sich jedoch nicht blicken. Laut Polizeipräsident Lutz Müller habe der Rettungsdienst den Fall nicht direkt an die Polizei weitergeleitet, obwohl dies bei schweren Gewaltdelikten standardmäßig so geschieht. Die Beamten hatten aber ohnehin zur gleichen Zeit wenige Straßen weiter genug zu tun. Sie mußten eine Massenschlägerei zwischen Großfamilien mit 50 Personen schlichten. Zudem griffen nochmals an anderer Stelle 30 Personen zwei Einsatzfahrzeuge und die Beamten mit Raketen, Böllern und Flaschen an, woraufhin diese sich aus Sicherheitsgründen zurückziehen mußten. Verstärkung

konnte indes keine organisiert werden. Müller redete die Vorfälle dennoch klein. Es sollte nicht der Eindruck entstehen, man sei nicht stark genug – aber genau das war freilich der Fall. Der Bremer Vorsitzende der Gewerkschaft der Polizei (GdP), Jochen Kopelke, konstatierte zwar, daß so etwas »immer wieder stattfindet«, weil man »nicht so viele Kräfte auf der Straße« habe. Trotzdem sei die innere Sicherheit nicht in Gefahr. Denn: »Alle Fälle sind bearbeitet worden.«

Daß sich aufgrund der Vorfälle etwas ändern müsse, fand dagegen Sebastian Ellinghaus von der Landeszentrale für politische Bildung. »Das einfachste« sei es jetzt für die Deutschen, ihre »Komfortzone« zu verlassen und »andere Menschen, Gruppen und Kulturen kennenzulernen«. Außerdem kritisierte er, daß die Antirassismus-Arbeit für Einwanderer »tatsächlich noch in den Kinderschuhen« stecke. Als drittes empfiehlt er schließlich, Flüchtlinge in bürgerlichen Vierteln anzusiedeln, damit »sich auch dort das Straßenbild ändert«.

Nur aus einem einzigen Grund sind diese weltfremden Äußerungen von Ellinghaus von Interesse: Sie spiegeln die Ideologie der herrschenden politischen Klasse wider. In der Bundesregierung heißt es ganz offiziell, die Deutschen müßten sich ebenfalls in die neue Gesellschaft integrieren, die vielfältiger, aber auch schmerzhafter sei. Zugleich versucht Innenminister Thomas de Maizière (CDU), das Leid zu lindern, indem er Videoüberwachung einschließlich automatischer Gesichtserkennung auf den Weg bringt. Mit Integrationsfloskeln und Überwachung lassen sich die No-go-Areas aber nicht zurückgewinnen, weil sie sich gerade dann verfestigen, wenn die öffentlich beobachtbare Gewalt aufgrund erfolgreicher Einschüchterung und Verdrängung nachläßt.

Es geht nur so, wie es der Diplomat und Staatsdenker Friedrich Gentz um 1800 beschrieb. Er betonte, nur »die Furcht vor gemeinschaftlichem Widerstande oder gemeinschaftlicher Rache der andern« könne jeden Bürger in seinen Schranken halten. In der Regel kümmert sich der Staat darum, der neben Grenzsicherung und Stärkung der Polizei auch dafür zu sorgen hätte, daß einzelne Stadtteile nicht demographisch kippen. Versagt der Staat bei diesen Aufgaben allerdings, siegt an jedem konkreten Ort diejenige Gemeinschaft mit der größten Mobilisierungskraft. ■

## Der will nur spielen

von Johannes Konstantin Poensgen

Politischer Aktivismus ist entweder illegal oder langweilig. Ob Besteigung eines Denkmals oder Sitzblockade vor einer Parteizentrale: Aktionen, die über die monotonen Sprechgesänge angemeldeter Demonstrationszüge hinausgehen, verstoßen in irgendeiner Weise gegen die staatlich verfaßte Ordnung. Es gibt einen propagandistischen Grund für den Regelbruch: Er erzeugt Aufmerksamkeit. Marshall McLuhans Diktum, daß das Medium die Botschaft sei, gilt jedoch nirgendwo so sehr wie hier. Der Regelbrecher erklärt sich bereits durch den Regelbruch zum nicht Einverstandenen. Er wirft dabei gleichzeitig die Frage auf, in welchem Verhältnis er, der Regelbrecher, zu der von ihm verletzten Ordnung steht.

Dieter Thomä versucht mit seiner Geschichte des Störenfrieds, des *puer robustus*, zu einer Theorie politischer Ordnung und Ordnungsstörung durchzudringen. Diese Geschichte beginnt mit Hobbes, der den *puer robustus* als Bild des gegen den Gesellschaftsvertrag aufbegehrenden Starrkopfs in die politische Literatur einführt. Sie beginnt jedoch auch in einem anderen Sinne mit Hobbes, mit der Herleitung des Staates vom Individuum. Die zahlreichen Volten seiner, im übrigen von einer ganz erstaunlichen Gelehrsamkeit getragenen, Reise durch die Geistesgeschichte der letzten drei Jahrhunderte führen in manches Mal an die Grenzen dieser Konstruktion, doch er kehrt immer wieder in sie zurück. Die Vertragstheorie kann er noch durch die Anerkennung der Tatsache überkommener Institutionen überwinden, doch an der Grundlage ändert sich nichts.

Denn daß Institutionen überhaupt vorhanden sind, wird von Thomä als Problem aufgefaßt. Durch ihr bloßes Vorhandensein verweisen sie den Gesellschaftsvertrag ins Reich der Legenden. Mit der Figur des *puer robustus* versucht Thomä diesen Schaden zu beheben, ohne die Gesellschaft freier Individuen dabei aufzugeben. Der *puer robustus*, der kräftige Kerl, steht dabei sinnbildlich für die Liminalität politischer Ordnung. Keine Ordnung umfaßt alles, sondern sie ist durch die eigene Schwelle bestimmt, eine Schwelle, die zwar hemmt und eingrenzt, aber auch überschritten werden kann. Die Dialektik von Ordnung und Störung tritt an die Stelle des

einmal festgesetzten Gesellschaftsvertrags. An dieser Dialektik ist an sich nichts auszusetzen. Im Gegenteil, sie beschreibt eine grundlegende Tatsache. Doch da der Fehler der Vertragstheorien nicht systematischer, sondern substantieller Natur ist, gerät hier die Dialektik an ihre – absoluten – Grenzen.

Der individualistische Mythos der Aufklärung ist der einzige Blickwinkel, von dem aus Thomä das Problem von Ordnung und Ordnungsstörung zu betrachten vermag. Der Rahmen ist dadurch gesetzt. Zum Kernproblem wird das »Paradox der Demokratie«. Es lohnt diese Problemstellung *in extenso* zu zitieren:

»Es werden zwei Kreise gezogen: ein Kreis derer, denen Rechte zugesprochen werden und für die sie gelten, und ein Kreis derer, von denen Rechte gesetzt werden. Um der Gleichheit willen muß die Demokratie versuchen, diese zwei Kreise zur Deckung zu bringen. Dies ist – kurz gesagt – unmöglich. Selbst wenn eine demokratische Ordnung etabliert ist, besteht sie nicht störungsfrei. Der erste Kreis weitet sich aus und umfaßt am Ende alle Menschen, denn wer Rechte beansprucht und wahrnimmt, tut dies in seiner Eigenschaft als Mensch, kraft seiner Freiheit. Die Bürgerrechte sind demnach darauf ausgelegt, sich zu Menschenrechten auszuweiten. Der zweite Kreis bleibt eng, denn die Gesetzgebung ist an einen kollektiven Prozeß gebunden, der faktische Teilnahme und aktive Mitwirkung erfordert. Die Ausweitung der Willensbildung auf alle Menschen ist nicht zu machen.« (S. 109)

Die Demokratie wird also definiert als eine Setzung und Inanspruchnahme von Rechten, von welchen diese schon aus formalen Gründen universell sei und jene dem normativen Anspruch universeller Teilhabe unterliege. Diese radikale Entortung, die die Demokratie im Wortsinne mit der Wurzel herausreißt, führt bei Thomä nicht zum Ruf nach der Weltrepublik, es entsteht aber ein Bild, in welchem beständig Außenstehende in die bestehende Ordnung eindringen und ihr Teilhaberecht einfordern. Da dieser Prozeß nie an ein Ende kommt, kann man Thomäs Idealdemokratie als permanente Emanzipation beschreiben. Daß soziale Prozesse entweder dynamisch sind oder tot, das sei hier noch nicht einmal ernstlich in Frage gestellt. Das Pro-

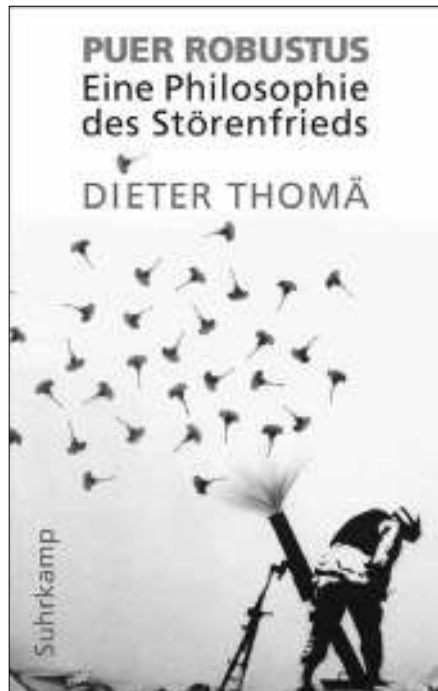
blem besteht darin, daß sein Schema gerade die Erkenntnis über solche Prozesse blockiert. Da die Inanspruchnahme von Rechten dogmatisch auf die Eigenschaft des vermeintlichen Rechteinhabers der menschlichen Spezies anzugehören gründet, kann die ganze Bandbreite seiner weiteren Eigenschaften nicht in Betracht kommen. Diejenigen, die nicht auf individuelle Eigenheiten reduzierbar sind, fallen sogar aus dem Wahrnehmungsraster.

Die Mißachtung bestimmter Tatsachen zugunsten anderer ist nun keineswegs immer ein Irrtum. Sie ist notwendige Voraussetzung jeder Abstraktion und jedes Modells. Mit solchen Abstraktionen und Modellen kann und muß gearbeitet werden – aber im Bewußtsein ihrer Grenzen. Thomä aber, darin liegt die göttliche Ironie seines Werkes, schließt aus was nicht ins Schema paßt. Es darf nicht sein. Nichts ist hier so verräterisch, wie ein Satz über die Natur der Natur: »Vielleicht sollte man hier besser von Pseudonatur sprechen, denn hinter deren Macht kann eigentlich alles stecken, wenn es nur dieses eine Kriterium erfüllt: daß es *hors discussion*, allem Zweifel enthoben, schlechterdings vorentschieden und im Einklang zu genießen ist.« (S. 248) Dieser Satz steht bezeichnenderweise im Kapitel über Richard Wagner und zwar gegen Wagners Forderung an die Menschen, in der »Erdnatur« die »Bedingung ihres Daseins, Lebens und Schaffens« anzuerkennen. Hierin erkennt Thomä ein Diskursverbot, allerdings nicht in dem Sinne, in dem dieses Wort in den letzten Jahrzehnten gebräuchlich wurde, als Verbot eines Diskurses über Tatsachen. Im Gegenteil, die Tatsachen sind hier das Problem. Sie stören die Freiheit der *discussion*, die hier mit der Verhandlung der Individuen über den Sollzustand ihrer Gesellschaft fast in Eins fällt. Diese kaum verhüllte Forderung nach einem Dispens von der Wirklichkeit entspringt dem Willen ein auf dem Individuum basierendes politisches Schema zu halten. Ohne diese (halb-)bewußte Blindheit wäre dies unmöglich.

Thomä kann am Ende einen organischer Erneuerungsprozeß nicht einmal mehr von willkürlicher Zerstörung unterscheiden. In grotesker Konsequenz des »demokratischen Paradoxes« wird die Geburt neuer Kinder der Einwanderung gleichgestellt (S. 537). Daß auf diese Weise die Hauptleidtragenden des Großen Austauschs, die zukünftigen Generationen der europäischen Völker, durch eine Verkürzung der Wirklichkeit auf ein politiktheoretisches Rechenexempel *more geometrico* zur Rechtfertigung des ihnen zugefügten Unrechts herangezogen werden, das ist an Abartigkeit nicht mehr zu überbieten. Doch ist dieser Schluß für jede Rechtsauffassung unvermeidbar, die dem Recht seine strukturierende Funktion ebenso aberkennt, wie seinen Grund in der Wirklichkeit und es in die Rechte von »Individuen« genannten Einheiten auflöst, welche in eine normative Gegenwelt entschweben.

Die Stoßrichtung Thomäs zeigt sich allerdings in vollster Klarheit erst in seinen Präferen-

zen, was die unterschiedlichen Arten von Störenfrieden angeht, die er im Verlauf der Neuzeit zu erkennen meint. Den »egozentrischen Störenfried«, der aus Eigennutz die Regeln bricht, lehnt er noch aus offensichtlichen Gründen ab. Im »nomozentrischen Störenfried«, der die bestehende Ordnung durch eine andere ersetzen will, erkennt er den Irrweg des auf Dauer gestellten Gesellschaftsvertrages. Zum Haßobjekt wird ihm jedoch der von ihm so betitelt »massive Störenfried«. Hinter diesem Schreckgespenst verbirgt sich nicht weniger als der vollständige



Dieter Thomä: Puer robustus. Eine Philosophie des Störenfrieds, Berlin 2016, 715 Seiten, gebunden, 35 €  
Bestellbar bei [www.antaaios.de](http://www.antaaios.de)

Mensch, der das aufklärerische Schrumpfmenschenraster schon dadurch sprengt, daß sein Dasein Dimensionen kennt, die darin nicht vorgeesehen sind, vor allem solche, die über den Einzelnen hinausragen. Unfreiwillig komisch gerät Thomäs Versuch die »massiven Störenfriede« doch in dieses Raster zu quetschen: »Sie sind nicht nur, als Individuen, formal gleichgestellt, sondern fusionieren zu einer gleichgeschalteten Masse.« (S. 452) Thomäs Liebling ist demgegenüber der »exzentrische Störenfried«, der Individualist, der sich am Rand der Ordnung aufhält, ihre Grenzen austestet, ohne sie einreißen oder verlassen zu wollen. Denn das Geheimnis der Demokratie à la Thomä ist nicht nur, daß ihr der Demos abhanden gekommen ist, sondern vor allem, daß sie mit ihren Bürgern nichts anzufangen weiß.

Einen ernstzunehmenden Störenfried, der aus einem drängenden Anliegen heraus die Regeln bricht, kann sie nur als Bedrohung wahrnehmen. Hingegen kennt ein solches System keine besseren Bevölkerungsbestandteile als Linksalternative. Die »Gesellschaft des Spektakels« (Guy Debord) lebt von denen, die viel Lärm machen und doch nur spielen wollen. ■

## Die Tücke der unblutigen Revolution

von Armin Mohler

*Der vorliegende Text Armin Mohlers erschien erstmals in einer Festschrift für den liberalkonservativen Publizisten und Verleger Johannes Gross (1932–1999). Deutschland, ein Land in Europa. Eine Bestandsaufnahme vor der Jahrtausendwende (Köln 1992), herausgegeben von der Redaktion Impulse, war nicht für den Buchhandel vorgesehen und erreichte so nur eine kleine, überwiegend konservativ ausgerichtete Fachöffentlichkeit, die über den deutschen Neubeginn nach 1989/90 sinnierte. Die Junge Freiheit brachte daher einen – in Inhalt und Umfang identischen – Paralleldruck in ihrer Sommerausgabe 1992, während in der Tageszeitung Die Welt vom 17. Oktober 1992 eine gekürzte Fassung als »Dornröschen liegt in der Traufe. Die Tücken einer unblutigen Revolution« erscheinen konnte.*

*Armin Mohler ging es in diesem Zeitraum grundsätzlich darum, daß notorische Vergangenheitsbewältigung – ob Bewältigung des Dritten Reichs oder der DDR – nur dem politischen Gegner in all seinen Schattierungen zugeute komme. Die dauerhafte Selbstkasteiung,*

*nach der Wende erweitert in bezug auf Stasi und SED-Funktionäre, würde, so Mohler mit Rückgriff auf Carl Schmitts Politikverständnis, das nationale Rückgrat und den Selbstbehauptungswillen der Deutschen nachhaltig schwächen. In diesem grundsätzlichen Sinne ist sein wiederholt überarbeitetes Buch Vergangenheitsbewältigung (1968, 1980, 1981), in bezug auf die ehemalige DDR vor allem aber sein pointiertes Werk Der Nasenring (in seiner zweiten Fassung von 1991) zu lesen.*

*In dem nachfolgenden Text wird Mohlers Widerwillen gegenüber einem bloßen ideellen wie politischen Westexport in die neuen Bundesländer spürbar. Der schweizerische Wahldeutsche hatte den für kluge Beobachtungen nötigen Abstand zur jüngsten Geschichte; er wollte nicht, daß die allzulange vom Stalinismus gepeinigten Mitteldeutschen nun direkt die Segnungen »gieriger Geister aus dem Rheinbund« empfangen. Stattdessen sei es an der Zeit, die nationale Versöhnung jenseits des West- und Ostblocks-Denkens herbeizuführen.*

**I**m Februar 1992 kam es zu einem Novum in der bisher 43jährigen Geschichte des Deutschen Bundestages: Ein Bundestagsabgeordneter beging Selbstmord aus politischem Protest. Am Samstag, dem 15. Februar, erhängte sich der PDS-Abgeordnete und Staatsrechtsprofessor Gerhard Riege in seinem Garten irgendwo in der ehemaligen DDR. Am Sonntag nahmen sich der Rundfunk und das Fernsehen des Falles Riege an. Am Montag zog die Presse mit Details nach. So ist dieser Freitod zu einer öffentlichen Angelegenheit geworden.

Ein Brief, den der 61jährige Selbstmörder, Vater von drei Kindern, seiner Frau hinterlassen hatte, ließ keinen Zweifel daran, wogegen sich dieser demonstrative Akt richtete. Er war einerseits ein Protest gegen die »zweite deutsche

Vergangenheitsbewältigung« in Form des Stasi-Rummels, in die der Professor als zeitweiliger Stasi-Mitarbeiter selber verwickelt war. Ebenso sehr war er aber auch ein Protest Rieges gegen seine Behandlung durch seine Bundestagskollegen: Er war kurz zuvor von jungen Abgeordneten der West-CDU niedergebrüllt worden – eine Erfahrung, die er als Ordinarius einer DDR-Universität noch nicht machen können. Der Abschiedsbrief ist eine Mischung von Persönlichem (es fehle ihm »die Kraft zum Kämpfen und zum Leben«) und von gezielt Politischem: »Ich habe Angst vor der Öffentlichkeit, wie sie von den Medien geschaffen wird und gegen die ich mich nicht wehren kann. Ich habe Angst vor dem Haß, der mir im Bundestag entgegenschlägt aus Mündern und Augen und Haltung von Leu-

ten, die vielleicht nicht einmal ahnen, wie unmoralisch und erbarmungslos das System ist, dem sie sich verschrieben haben. Sie werden den Sieg über uns voll auskosten.«

Der traditionelle Hinweis, daß das Blut ein besonderer Saft sei, ist eine Metapher. Das heißt, daß man sie auch auf einen Selbstmord anwenden darf, bei dem kein Blut fließt. Wenn der hier zitierte Brief von einem Bundestagsabgeordneten geschrieben worden wäre, der in Bonn noch immer seinem Beruf als Volksvertreter nachgeht, so wäre diese Klage eine Stellungnahme zur deutsch-deutschen Vereinigungskrise (Arnulf Baring dixit) wie so viele andere auch. Daß sie die letzten Worte eines Mannes sind, welcher sie mit dem höchsten Opfer bekräftigt, das ein Mensch bringen kann, dem freiwilligen Tod, verschiebt die Anklage in eine ganz andere Dimension. Die zweite deutsche Vergangenheitsbewältigung erhält dadurch eine neue, erschreckende Färbung, und das in einer Situation, in der es den Zauberlehrlingen in Politik und Medien allmählich dämmert, welches Faß der Pandora sie mit der Freigabe der Stasi-Akten geöffnet haben.

Unter dieser Belichtung löst sich alles, was ein aufrechter Verfechter der FDGO-Ideologie gegen ein Mitglied des DDR-Establishments wie Riege auf dem Herzen haben könnte, in Schatzenboxen auf. Angesichts der Identifikation von DDR und Stasi kommt es auf die Details einer Stasi-Mitarbeit – in welchem Alter? wie lange? aus welchen Gründen? – gar nicht mehr an. Schließlich weiß man ja nun, daß jede Berufstätigkeit von einiger Wichtigkeit ohne Stasi-Kontakte gar nicht möglich war. Jedem, der die Stufen hinaufzuklettern begann, war natürlich »sein« Stasi-Mann bekannt – auch wenn er das freiwillig nicht zugibt angesichts der heute durch die Gassen und Gossen tobenden Hexenjagd. Und diese Jagd erleichtern sich ihre Promotoren dadurch, daß sie zunächst jeden vorbeugend unter Verdacht stellen, der einen Weg zwischen aktivem Widerstand und totaler Staatshörigkeit suchte. Wer weder ein Held noch ein Schurke war (und das war die große Mehrheit der DDR-Deutschen), steht jetzt unter Beweislast. Die Stasi-Akten, von denen keiner genau weiß, was an ihnen gelogen oder auch nur manipuliert ist, machen den Dschungel bloß dichter, aus dem schon jetzt kaum jemand mehr herausfindet, und das im Zeichen der Dämonisierung eines Ministeriums, von dessen Angestellten bloß eine Minderheit mit geheimpolizeilichen Aufgaben betraut war. Die Mehrheit hatte, neben reiner Verwaltungstätigkeit, eine ebenso gigantische wie absurde Aufgabe: Sie sollte mit einer Mixtur aus Psychologie und Ideologie den Apparat DDR im Gange halten – mit einer Art Doping als Ersatz für die Reize des Westens. Aber in der heutigen Stasi-Hysterie steht man wie ein Märchenerzähler da, wenn man so etwas zu erklären versucht.

Was an Bildern zum Fall Riege über die Presse und den Bildschirm kam, machte in seiner Zugespitztheit durch Extremfiguren die heutige Spannung zwischen Westdeutschland und

der DDR physiognomisch deutlich. Auf der einen Seite, derjenigen der Sieger, die Yuppies der West-CDU, welche, in fundamentaler Unkenntnis anderer Welten als der ihren, nun guten Gewissens einen alten »Roten« zur Strecke bringen konnten. Auf der anderen Seite der Abgeordnete Riege, immerhin vom Volk gewählt, aber schon durch seine geographische Herkunft in die Rolle des Besiegten gezwungen. Seinem müden, schmalen Gesicht war etwas von jener »Innerlichkeit« abzulesen, welche der Psychiater Hans-Joachim Maaz unter dem Begriff »Gefühlsstau« zur seelischen Grundstimmung seiner DDR-Landsleute erklärt hat.

Übrigens ist der Tod von Gerhard Riege nicht der erste Selbstmord aus Protest gegen die Vergangenheitsbewältigung in der deutschen Geschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Allerdings fand dieser Freitod unter ganz anderen Bedingungen statt. Er richtete sich gegen die von den Siegern auferlegte Hitler-SS-Bewältigung, und der Täter war kein Bundestagsabgeordneter und auch sonst keine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens, sondern ein Privatmann, von Beruf Apotheker. Er hatte bis zur Niederlage der SS angehört, war keiner Verbrechen schuldig und wehrte sich dagegen, allein wegen seiner SS-Zugehörigkeit zum Kriminellen gestempelt zu werden. Unter den damaligen Verhältnissen hatte er jedoch nur geringe Chancen, gehört zu werden – dagegen stand in jenen Anfangsjahren der Bundesrepublik nicht nur die offizielle Politik, sondern auch das Bedürfnis der Heimkehrer, sich von jeder Politik ungestört dem Wiederaufbau zu widmen. Nur ein Eklat in aller Öffentlichkeit konnte ihm Gehör verschaffen. Der Apotheker ließ sich an einem der frühesten Evangelischen Kirchentage (in Stuttgart) vor Tausenden von Leuten am Mikrofon auf ein Streitgespräch mit Günter Grass ein. Thema: die Vergangenheitsbewältigung. Am Schluß der Auseinandersetzung rief der Apotheker: »Ich grüße meine Kameraden von der SS!«, schluckte eine Giftkapsel und sank tot um.

Die Rechnung ging jedoch nicht auf; der Opfertod des Apothekers stieß ins Leere. Die Versammlungsleitung ließ den Körper des Toten als einen in Ohnmacht gefallenem Gestörten in den Kulissen verschwinden. Die Medien, die damals noch nicht so selbstherrlich waren, konnte man auf ein totales Schweigen vergattern. Bloß in der Kirchentags-Reportage von *Christ und Welt* blieb aus Versehen (oder als Sabotage?) ein einzelner, unklarer Satz über den Vorfall stehen. Dem Kontrahenten des Selbstmörders, Günter Grass, war die Geschichte unbehaglich: er ging später in einem seiner Bücher auf den Fall ein – doch ohne offen zu sagen, um welchen Protest es sich dabei gehandelt hatte. In unserer Medienwelt existiert nicht, was nicht gemeldet wird. Gerhard Riege erging es besser – sein Opfertod bewegte die Öffentlichkeit wenigstens während eines Wochenendes.

Gewiß, nach wenigen Tagen schon hat man nicht mehr vom Freitod Rieges gesprochen. Hätte Günter Grass an jenem Kirchentag aus Protest gegen – sagen wir: Globke zur Giftkapsel gegriffen

fen, so wäre die Bundesrepublik in ihren Grundfesten erzittert. Was da alles geschehen wäre und sich bis heute fortgepflanzt haben würde – es ist ein Romanstoff würdig eines Eckhard Henscheid. Da es sich umgekehrt vollzog, leierte sich der gewohnte Bewältigungs- und Betroffenheits-Diskurs bald wieder ein. Doch der Schock wirkt. Die Postenjäger, welche den Stasi-Mythos vor allem aufblähen, erinnern an jene »Carpet-Baggers« (von englisch *Carpet-bag* – Reise-Tasche), die am Ende des amerikanischen Bürgerkrieges (1865) aus dem siegreichen Yankee-Norden in den verwüsteten Süden ausschwärmten. Wer sich auf das »mehr oder weniger« solcher Leute einläßt, ist bald in die Situation gedrängt, in der nur noch das »entweder-oder« gilt. Das war die Lage, auf die Gerhard Riege mit der absoluten Verweigerung antwortete.

mechanisch-ökonomisch aus, damit der Satz nicht zu mystisch tönt.) Die Frage ist nur, ob wir von den Göttern, vom Zufall oder von wem auch immer jenes Quantum Schmerz und Leiden auf *einen* Schlag zugeteilt erhalten oder auf viele kleine Portionen verteilt. Hätte Gerhard Riege nicht Hand an sich gelegt, sondern noch lange weitergelebt, so hätte er vielleicht mit täglicher, leichter Migräne bezahlen müssen – ein Intellektuellen-Schicksal.

Der Schreibende ist sich bewußt, daß solche Spekulationen in einer auf maximale Schmerz-Vermeidung ausgerichteten Gesellschaft reine Obszönitäten sind. Er bricht sie deshalb an dieser Stelle ab und kehrt zur Interpretation von konkreten geschichtlichen Situationen zurück. Er wendet sich wieder dem recht aktuellen Thema der »weißen Jahrgänge« zu.



**II.** Die Anpasser-Gesellschaft kennt keinen Ernstfall; sie kann ihn nicht gebrauchen. Deshalb ist ihr der Tod auch kein Thema, denn er ist der absolute Ernstfall, sozusagen der Ernstfall an sich. Wer die deutsche Politik von heute verstehen will, der muß wissen, daß sie ein einziger großer Versuch ist, den Tod auszugrenzen. Das liegt an den weißen Jahrgängen, die nun in ihr das Sagen haben. Für sie darf der Tod nicht mehr, wie Paul Celan sagte, der Meister in Deutschland sein. Unter der Käseglocke der von ihren tüchtigen Vätern errichteten Bundesrepublik erträumten sie sich eine Politik, ja überhaupt ein Leben ohne Tod. Ihren Vätern und Müttern war der Tod noch vertraut, ob sie nun draußen im Feld oder in ihren Städten den Bomben ausgesetzt waren. Sie wußten, daß man dem Tod nicht ausweichen kann, daß er jeden früher oder später erreicht.

Dieser Satz ist, für sich allein, eine Banalität. Die Würze gibt ihm erst eine tief im Menschen verwurzelte, intensive Gewißheit, daß jedem von uns dasselbe »Quantum« an Schmerz zugeteilt wird, mit dem wir unser Leben zu »bezahlen« haben. (Absichtlich drücken wir uns

**III.** Der Begriff »weiße Jahrgänge« wurde ursprünglich für jene Jahrgänge geprägt, deren Männer für die militärische Ausbildung im Dritten Reich noch nicht und für diejenige in der Bundesrepublik nicht mehr in Frage kamen. In diesem engen Sinne ergibt das (sofern man die Luftwaffenhelfer noch der Wehrmacht des Dritten Reiches zurechnet) eine Reichweite von zehn Jahren – etwas wenig, um von einer »Generation« sprechen zu können. Der Begriff »weiße Jahrgänge« hat sich jedoch, wie so manche Begriffe, bald von seiner Wurzel gelöst und ist ins Allgemeinere zerflossen. Er wurde zu einem Sammelnamen für die heute etwa 40- bis 60jährigen. Und die Farbe Weiß scheint für diese Jahrgänge unmittelbar einzuleuchten – vom Weiß der Unschuld über die weiße Fahne und »weiß vor Angst« bis hin zu dem von Matthias Horx in seinem *Wörterbuch der 90er Jahre* so hinreißend geschilderten Wohnen (oder Nichtwohnen) in den sogenannten »Weißen Wohnungen« (ein Probezitat daraus: »... die Bewohner sind selten anzutreffen; oftmals über Wochen glüht im Flur nur das rote Auge des Anrufbeantworters« – fast ein Vers von Verlaine).



Der Schreibende denkt eher an ein weißes, unbeschriebenes Blatt Papier als Emblem für diesen geistigseelischen Typus, dem natürlich nicht alle Männer und Frauen zwischen vierzig und sechzig zuzurechnen sind. Doch ist sein Anteil an jener Generation schon erschreckend hoch. Das wichtigste Charakteristikum dieses Typus ist die Weigerung, die Kompliziertheit, Ungerechtigkeit, Unausweichbarkeit aller Wirklichkeit zur Kenntnis zu nehmen. Das In-sich-Verschlungene, Paradoxe, Nicht-auf-einen-Nenner-zu-Bringende der Welt um uns herum (und in uns) ergibt eine Reliefkarte mit so vielen Buckeln und schwarzen Löchern, daß sie für die weißen Eunuchen inakzeptabel ist und nur die Erfindung böser Menschen sein kann. Der Tod ist abgeschafft, und selbstverständlich auch alle Verbrechen (Hitler hat sie im Monopol übernommen). Man sitzt als freies Individuum (befreit vom Bösen wie von allen Bindungen) vor seinem glatten Blatt Papier und zieht mit kalten Strichen jene Grundsätzlichkeiten nach (Utopien sind out), die von einigen Wirklichkeitsbesessenen immer noch nicht respektiert werden.

**IV.** Nun ist das Grundsätzliche der Meister in Deutschland. Es hat den Sturz der Utopien überstanden. Selbst Realisten sind gegen diesen Virus nicht gefeit. Auf die Frage nach dem souveränen Stil, in dem die Franzosen und die Spanier ihre innenpolitischen Zerreißproben bestanden – die einen nach dem Vichy-Staat, die anderen nach Francos Tod – und den inneren Frieden wiederherstellten, gibt es beispielsweise interessante Erklärungsversuche, aber sie kranken meist an einer für die »weißen Jahrgänge« spezifischen Blindheit: Sie machen die Ausgrenzung des Todes mit. Man will einfach nicht sehen, daß jenen Amnestien monströse Blutbäder vorausgegangen sind, ohne die es in Frankreich und Spanien nie zu einer inneren Befriedung gekommen wäre. Zwischen dem Abzug der deutschen Besatzer im August 1944 und dem Sommer 1945 erlebte Frankreich ein Interregnum, an das die Franzosen aller Lager, sofern sie es nicht verdrängten, nur mit Scham und Schrecken zurückdenken. Die Macht war aufgeteilt zwischen einer alliierten Invasionsarmee, deren Ziel die Eroberung Deutschlands war, und einer provisorischen Regierung de Gaulles, die sich erst Autorität verschaffen mußte. Das Land geriet auf weite Strecken in die Hand von aus dem Vakuum aufgestiegenen Provinzhäuptlingen ohne Legitimation; unkontrollierbare Banden mit pseudopolitischem Aufputz zogen raubend und mordend durch das Land; die Justiz, die Polizei und die Verwaltung waren durch einen Regimewechsel verunsichert und gelähmt. Frankreich war wie ein Kessel, der zu lange auf dem Feuer stand und dann den Deckel wegsprengte – die durch die Fremdherrschaft und den Anpassungszwang aufgestauten Aggressionen hatten freien Lauf. Die Zahl der Menschen, die in Frankreich nach

dem Abzug der deutschen Truppen ohne gerichtliches Urteil umgebracht wurden, liegt bis heute im Dunkeln – amerikanische Schätzungen stiegen bis auf 100000 Opfer. Es gibt viel polemische Literatur über diese *Crimes de la Libération* (Befreiungs-Verbrechen) – an wissenschaftlich zugänglicher Literatur liegt nur wenig vor. (Zuletzt das zweibändige Werk *L'épuration sauvage 1944–45* von Philippe Bourdrel, 1988 und 1991 bei Perrin erschienen.) Diese Vergangenheit ist bis heute unbewältigt geblieben.

Was Spanien betrifft, so braucht auf dessen vom Juli 1936 bis zum April 1939 wütenden Bürgerkrieg nicht besonders hingewiesen zu werden – er ist bekannt als einer der mörderischsten Bürgerkriege der neueren Geschichte. Gefangene wurden auf beiden Seiten kaum gemacht, der Haß war so intensiv, daß man sogar längst mumifizierte Priester und Nonnen aus ihren Gräbern zerrte und vor den Kirchen in Parade aufreichte. Doch wenn nach Francos Tod ein Spanier oder eine Spanierin gefragt wurde, weshalb nun die alten Rechnungen nicht präsentiert würden, so bekam man fast automatisch dieselbe Antwort zu hören: fast jede spanische Familie habe auf der einen oder anderen Seite des Bürgerkriegs ihre Opfer gebracht (oft sogar auf beide Lager verteilt) – nun müsse endlich ein Schlußstrich gezogen werden. Im Nachkriegs-Frankreich war es ähnlich. Die französische Amnestie-Gesetzgebung nach 1945 ist zwar sehr kompliziert und auf viele Nummern des *Journal Officiel* verteilt. Erkennbar ist jedoch ihr Bemühen, eine »Instrumentierung« des in der Vergangenheit Geschehenen zu verhindern. Gewiß wurden Franzosen wegen ihres Verhaltens während der deutschen Besetzung bestraft. Hatte ein Bürger jedoch ein solches Verfahren einmal hinter sich, so war es den Medien bei schwerer Strafe verboten, dem Mitbürger seine alten Sünden bei jeder Gelegenheit um die Ohren zu klatschen. (Einer der Gründe, weshalb es keinen französischen *Spiegel* gibt.) Hinter dieser Gesetzgebung steht die Tradition des *Oubli du passé* (Vergessen der Vergangenheit), der ein Produkt von Frankreichs jahrhundertealter Erfahrung von Bürgerkriegen ist. Er wurde nach dem Terror der Französischen Revolution zu einem Verfassungsparagraphen. In der Verfassung von 1814 liest man den Artikel 11: »Jede Nachforschung nach den Meinungen und Stimmabgaben bis zur Wiederherstellung des Königtums ist verboten. Dieses Vergessen ist auch den Gerichten und den Bürgern auferlegt.« Und nach der Juli-Revolution ist dieser Paragraph unverändert in die Verfassung von 1830 übernommen worden.

**V.** Der Schreibende ist nicht so töricht, ein vorausgehendes Blutbad als *Conditio sine qua non* für eine innerpolitische Befriedung anzusehen. Er maßt sich auch keine Aussage an, welches Ausmaß ein Blutbad annehmen müßte, um besonders friedensstiftend zu sein. Wenn etwas unberechenbar ist,

nicht eingeplant werden kann, dann der Tod. Und die Geschichte funktioniert nun einmal nicht wie ein Zigarettenautomat, wo unten stets das Gewünschte herauskommt. Keine geschichtliche Situation wiederholt sich bis ins Detail; keiner kann die unzähligen, stets durcheinander wechselnden Faktoren noch überblicken, welche in ihrem Zusammenspiel die jeweilige konkrete Situation konstituieren. Auch das sind alles Banalitäten. Aber sie müssen ausgesprochen werden im Medienzeitalter, welches das Nachdenken auf die Schlagfertigkeiten eines Talk-Show-Stars zu reduzieren versucht. Ein Historiker mag noch so differenziert das Geschehene darstellen und analysieren – als Prognostiker kann er höchstens von Tendenzen, von Wahrscheinlichkeiten sprechen, und das mit Vorsicht und Vorbehalt.

Eine letzte »Banalität« ist noch nachzuschieben: Der Mensch ist weder ein Engel noch ein Teufel, sondern wechselt zwischen diesen beiden Polen hin und her. Diese Banalität zielt gegen die unsere Gesellschaft beherrschende Mode, daß jeder für seine guten Absichten prämiert werden möchte. Der große alte Recke Georges Sorel hielt diese »idealistische Desorganisation« für die Wurzel unserer Dekadenz. Er hielt nichts von großen Worten. (Seine eigene Sprache ist alles andere als flott – manchmal wird sie quälend mäandrisch.) Sorel, diese absurde Kreuzung eines Revolutionärs mit einem gigantischen Reaktionär, lehnte es ab, einen Menschen nach dem zu beurteilen, was er denkt, sagt oder zu tun vorgibt – das einzig Gültige war für ihn, was dieser Mensch wirklich tat.

Der Hinweis auf die blutigen Wirren in Frankreich und Spanien hat seine guten Gründe. In der Republik der Weißen Jahrgänge macht man es sich etwas leicht mit dem Komplex Blut/Geschichte/Politik – und dies hat auch seine Folgen. Die Apperzeptionsverweigerung (Doderer dixit) gegenüber dieser Seite der Geschichte ist eine der Wurzeln der Verstiegenheit und Verkramphtheit der Politik – erst in der Bundesrepublik, heute in Deutschland. Sie blockiert seit langem eine realistische Sicht der menschlichen Natur und macht damit eine vernünftige, wirksame Politik unmöglich. Wer Politik betreiben will, ohne dabei den »Schweinehund im Menschen« wachsam im Auge zu behalten, wird nicht bloß zum Gespött der weniger doofen Nachbarn. Er wird dadurch auch zu einem leichten Opfer jedes Erpressers, vom fremden Staatsoberhaupt die ganze soziale Leiter runter bis zu lokalen Demagogen und zu Mißbrauch treibenden Parasiten des »Sozialen Netzes« (wozu wir nicht bloß Schein-Asylanten aus weiter Ferne, sondern auch Pseudo-Intellektuelle aus nächster Nachbarschaft rechnen).

Allerdings haben die Weißen Jahrgänge in dieser Sache ein wirksames Alibi. Es heißt Adolf Hitler (oder Auschwitz). Es ist ja nicht so, daß es für sie *keine* politischen Verbrechen gäbe. *Eine* Art von politischen Verbrechen ist für sie existenziell unentbehrlich, weil sich die weißen Hemdchen so gut von ihnen abheben. Diese schwarze Hintergrundkulisse ist nicht nur sehr abstrakt

und allgemein (Jenninger bekam es zu spüren, als er ins Detail gehen wollte). Sie ist auch äußerst stabil, weil ihre Unvergleichlichkeit nicht ins Grundbuch, sondern ins Strafgesetzbuch eingetragen wurde.

**VI.** In Sachen DDR hat sich der Schreibende 1975 als Prognostiker versucht. Er antwortete auf die Rundfrage der Zeitschrift *Europäische Ideen* (Wiedervereinigungs-Sondernummer, 1975, Heft 10/11), ob zwischen den beiden deutschen Staaten ein Bürgerkrieg oder die Wiedervereinigung zu erwarten sei. Die Antwort lautete: die Wiedervereinigung. Die Argumente waren die Widerborstigkeit des Menschen im Allgemeinen und die stets erstaunlichen Reserven der Deutschen im Besonderen. Vor allem aber: für das deutsche Volk, diesseits und jenseits der Mauer, war die nationale Einheit eine Selbstverständlichkeit – die »deutschen Identitätsprobleme« blieben stets die Angelegenheit einer kleinen Minderheit von Intellektuellen und Berufspolitikern. So weit so gut. Die beiden letzten Sätze auf der zur Verfügung stehenden Seite waren jedoch zu euphorisch, um zu treffen: »Wenn, aus irgendeinem Grunde, der Tatzengriff der Supermächte locker wird, so ist die Wiedervereinigung eine Sache von Stunden.« So schnell ging es dann doch nicht. Vollends daneben ging der allerletzte Satz: »Der einzige Bürgerkrieg wird darin bestehen, daß jene Funktionäre und Ideologen (welcher Farbe auch immer), die die Spaltung konservieren wollen, weggefegt werden.« Der Schreibende kann sich diesen Satz nur so erklären, daß sein achtjähriges Leben inmitten von Franzosen damals noch nicht so weit zurücklag.

War der Zusammenbruch der DDR, Musterbeispiel einer Implosion, 1989 im Zusammenhang der Weltpolitik nur in Form einer friedlichen, unblutigen Revolution möglich? Als einer, der bei einem blutigen Verlauf seine Haut kaum hätte zum Markt tragen müssen, wagt man diese Frage nicht zu beantworten. Einer, dessen Stimme Gewicht hat, ist der bereits zitierte Hallenser Psychiater Hans-Joachim Maaz. Wenn man sein »Psychogramm der DDR«, das 1990 unter dem Titel *Der Gefühlsstau* (Argon-Verlag, Berlin) zum Bestseller wurde, nach zwei Jahren wieder liest, macht man eine eigenartige Erfahrung. Aus Abstand entdeckt man den Kern des Buches. Es ist des Psychiaters Skrupel, ob er seine von den DDR-Zuständen bedrückten Patienten mit seinen therapeutischen Anstrengungen nicht um den erlösenden Durchbruch ihrer aufgestauten Aggressionen betrogen habe. Der Psychiater fragt sich selber, doch ohne eine eindeutige Antwort zu geben: Was wäre gewesen, wenn's doch blutig geworden wäre?

Die friedlichen Demonstrationzüge auf den Straßen der DDR im Herbst 1989 sind auch demjenigen unvergeßlich, der sie nur über das Fernsehen verfolgen konnte. Zunächst hatten die Züge sich ja nicht sonderlich von dem in der BRD Gewohnten unterschieden: Sprechchöre,

Transparente aller Art, Zwischenrufe, Solos der Anführer am Lautsprecher, Fahnen der verschiedensten Lager und so fort. Doch langsam begannen sich die Züge zu verändern. Als die Prominenz aus der Kultur und den Kirchen, die bloß die halbe Wiedervereinigung wollte, wegzubleiben begann, wurden die Demonstrationen zwar simpler – der Berliner Witz zog sich allmählich aus den Transparenten zurück. Aber was wäre lapidarer als zunächst »Wir sind das Volk«, dann »Wir sind ein Volk«? Man kannte zwar Schweigemärsche auch aus der Bundesrepublik, doch nicht von diesem Umfang, nicht von dieser langsamen Getragenheit, von dieser seltsamen Mischung aus Verzweiflung, Trotz und Schicksalsergebenheit. Der Schreibende muß sogar gestehen, daß diese Züge für ihn etwas Unheimliches hatten. Er konnte es nicht mit dem ihm vertrauten Bild der Deutschen vereinbaren. Diese sich langsam und stumm vorschleppenden Züge hatten etwas so traumatisch Erstarrtes, daß man der Frage nicht ausweichen konnte: In was wird diese Starre umschlagen? Zum Umschlagen kam es aber nicht.

Alle Vergleiche zwischen der DDR und dem Dritten Reich sind unsinnig, weil das eine Vergleichsobjekt unter Frageverbot steht und das andere nun auch noch unter dieses Verbot zu geraten droht. Aber vielleicht darf man doch – wie der verfolgte Hase einen großen Haken schlägt – die Detailfrage stellen, weshalb die Westdeutschen erst Jahrzehnte nach Kriegsende so richtig in die Mangel der Vergangenheitsbewältigung gerieten. Die ersten Nachkriegsjahre waren ja, mindestens in Sachen des Bewältigens, eine Idylle gemessen an dem, was seit anderthalb Jahrzehnten gespielt wird. Die landläufigen Antworten kennt man: Die USA hätten sich die Westdeutschen als Fußvolk für einen möglichen Zusammenstoß mit der anderen Supermacht reservieren wollen; die Söhne der deutschen Kriegsgeneration hätten die Bewältigung als Waffe benützt, um ihre Alten Herren aus den Kommando-Sesseln zu drängen – daran mag einiges richtig sein. Es hat sich jedoch in der konkreten Situation von 1945 für die Westdeutschen etwas entwickelt, was man eine juristisch nicht kodifizierte *De-facto*-Generalamnestie nennen könnte.

Zunächst einmal kam den Westdeutschen zugute, daß die Führungsgarnitur des Dritten Reiches stellvertretend für das Volk die Zeche bezahlte. Von den führenden Männern hat keiner versucht, am Tegernsee in Pension zu gehen. Die einen begingen Selbstmord, die andern endeten am Nürnberger Galgen, einer wurde vor Kriegsende von Partisanen erschossen. (Zum Vergleich: kein Mitglied des Politbüros oder des Zentralkomitees der DDR hat sich umgebracht; die gemeldeten Selbstmorde erfolgten nur bis zur Stufe der Bezirks- und Kreissekretäre, was ungefähr den Gauleitern und Kreisleitern der NS-DAP entspricht.) Vor allem aber haben die Deutschen vor 1945 – ob sie nun für oder gegen Hitler waren, die alliierten Bomben unterschieden da nicht – wie ihre Gegner auch selber immense

Opfer bringen müssen, ob als Soldat oder als Ziviler, als Gefangener oder Vertriebener, bis in jede Familie hinein und unter allergrößter Verwirrung der Fronten. So konnten sich die überlebenden Deutschen von 1945, Gute und Böse nebeneinander, darauf berufen, daß auch sie einen Teil der Zeche bezahlt hätten, im Kollektiv sozusagen – und in der berechtigten Hoffnung, daß sich in dem großen Aufwasch das Kleine von selbst erledigen würde, weil absolute Gerechtigkeit ohnehin nicht erreichbar sei. Es ist denn auch in der Tat viel Ballast weggeschwemmt worden, dessen »Aufarbeitung« niemandem geholfen hätte. Man konnte aufatmen und einen neuen Anfang versuchen.

Das ist ein flüchtig skizziertes Modell, wie man sich den Übergang vom Dritten Reich in die Bundesrepublik von Bonn vorstellen kann. Die geschichtliche Zäsur von 1945 wird sich nicht wiederholen. Doch ihr Modell sollte zeigen, was eine solche Zäsur bewirken kann. Das Zerhauen des Knotens allein hilft nicht. Es gilt auch Ballast abzuwerfen und so Raum für einen neuen Anfang zu schaffen. Leider hat die Geschichte der DDR keine solche Zäsur beschert. Kann man eine Zäsur simulieren? Dazu hätte es eines großen Atems auf Seiten des westdeutschen Partners bedurft. Doch Helmut Kohl hatte sich, nach seinem respektablen Sturmloch zur nationalen Vereinigung, längst wieder auf den liberalen Standpunkt zurückgezogen: Geld und gute Worte, der Markt wird es schon von selbst regulieren – tschüß, wir fahren gleich nach Europa weiter ...

So fiel Dornröschen, noch belämmert von viereinhalb Jahrzehnten stalinistischen Stumpfsinns, in die Hände kleinerer und gierigerer Geister aus dem Rheinbund. Die wollten ihm weismachen, es brauche nur alles zu tun, was Rüdiger Altmanns berühmter kastrierter Kater schon immer getan habe – dann werde alles wieder gut. Das unter der Bonner Käseglocke entwickelte rechtsstaatliche Instrumentarium reicht jedoch für den Ernstfall nicht aus. Kleine Mauerschützen zu verknacken ist keine läuternde Katharsis, sondern ein blanker Hohn. Und sich von den geilen Medien mit dem Stasi-Mythos eine zweite deutsche Vergangenheitsbewältigung aufschwätzen zu lassen, nachdem die erste schon versagt hat, ist ein heller Wahnsinn.

Die Wessis sollten zur Kenntnis nehmen, was ihnen ein legitimer Sprecher der DDR, der große Maler Wolfgang Mattheuer, schon am 10. April 1991 (in der *Welt*) in knorrigem Malerdeutsch zugerufen hat: »Nur ein starkes, vor allem selbstverständliches Nationalbewußtsein verklammert die Teile und versöhnt und eint die Menschen.« Ein solches »realexistierendes Nationalbewußtsein« sei jedoch nicht vorhanden, »da ein solches, in der geographisch westlichen und der politisch linken deutschen Bevölkerung hochprozentig, wenn nicht sogar mehrheitlich, als Gefühlsduselei banalisiert, der Lächerlichkeit preisgegeben oder als friedensbedrohend verteufelt, nur noch ein verstecktes und verschämtes Erinnern war und ist.« ■

## Schöne Literatur

Eugen Ruge: *Follower. Vierzehn Sätze über einen fiktiven Enkel, Roman*, Reinbek: Rowohlt 2016. 320 S., 22,95 €

Zukunftsromane bieten eine Vermutung darüber an, wo wir einmal enden könnten. Eugen Ruges *Follower* spielt im Jahr 2055 und entwirft ein plausibles Szenario. Die Unterwerfung des Einzelnen durch ein lückenloses Kommunikations-, Selbstoptimierungs- und Bedarfsweckungsangebot ist abgeschlossen, das Virtuelle dominiert das Reale, aber im Grunde sind diese Gegensätze bereits obsolet: Zu vermuten, es gäbe unter der Oberfläche (dem Datenstrom, dem Content) etwas wie ein Eigenliches, ist ein veraltetes Unterscheidungskriterium, ein Ordnungswunsch von vorgestern. Ruges Hauptfigur Nio Schulz sind Verhaltensweisen, Abhängigkeiten und Sprachsensibilitäten in Fleisch und Blut übergegangen, deren Vordringen wir heute bereits wahrnehmen können.

Nio findet sich nur dann zurecht, wenn er mithilfe seiner Internetbrille und seinen Ohrenstöpseln wie eine Koordinate im Netz verortet worden ist. Nun weiß er wieder, daß er einen Termin mit den Chinesen haben wird, um ihr Interesse an einem Produkt zu wecken, das Marktanteile erobern soll, obwohl diejenigen, die diesen Markt bilden, bisher nicht wissen, daß sie es brauchen oder vermissen könnten. Nio ist unter Druck, sein letztes Projekt war ein Flop. Er möchte die Stunden bis zum Meeting optimal und optimierend verbringen, beispielsweise ein Dossier lesen. Aber ständig lenken ihn Kommunikationsfetzen ab, verfaßt von Leuten, deren Follower er ist. Die Weltbank



kämpft gegen *Fake News* an, deren Auswirkungen auf fallende Kurse sehr real sind; eine junge Frau läßt einen Kuchen anbrennen, verzweifelt, droht Selbstmord an und bleibt selbst damit ein Icon unter vielen. Nio kann sich nicht konzentrieren, er wird vom Nachrichtenstrom mitgespült. Das ist auch formal stimmig gelöst: Ruges Roman besteht – der Untertitel verspricht es – in seinem Hauptstrang tatsächlich nur aus vierzehn dahinplätschernden Sätzen. Nio jedenfalls kann nicht abschalten, er wartet auf den Anruf seiner Partnerin, die er nur alle paar Wochen trifft, weil beide so mobil sind. Beim letzten Date hat er sie sexuell enttäuscht. Nun überrascht sie ihn mit dem Vorschlag, eine Familie zu gründen und dabei auf Leihmutter (Ukrainerinnen sind die teuersten) und Spendersamen (nepalesischer Einschlag ist der letzte Schrei) zu verzichten. Man könne es auf die herkömmliche Methode versuchen, mit einer Zeugung mittels Beischlafs, und sie stützt diesen gewag-

ten Vorschlag mit einem Verweis darauf, daß es den Ansatz eines Trends hin zu soviel Direktheit gebe. Kurz: Der natürliche Wunsch eines Paares ist modisch abgesichert. Es besteht kein Zweifel, daß Ruge sich schüttelt beim Gedanken daran, wie weit es mit uns gekommen ist und wo es mit uns enden könnte. Man weiß das spätestens dort, wo Ruge seinem in Echtzeit ablaufenden Roman das Kapitel »Genesis / Kurzfassung« einschiebt. Dieser Einschub ist der Bericht davon und die Frage danach, wie es überhaupt möglich war, daß bis zu Nio eine Linie an Vorfahren nicht abriß, sondern sich durchhielt – trotz Hunger, Krankheit, Seuche, Krieg. Diese Vorfahren wühlten sich um 1850 aus der

Hilflosigkeit heraus, von sieben Kindern fünf oder sechs wegsterben sehen zu müssen. Auch nach zwei Weltkriegen pflanzte sich die Familie fort. Irgendwann kam die Generationenfolge bei Follower Nio an, der nun wahrlich alles besitzt, um ein, zwei Kinder zu bebrüten. Doch er kriegt das nicht mehr hin, er gibt nicht mehr weiter, was sich über Jahrtausende durchbiß und ihn formte: Irgendwann muß der Faden reißen.

Götz Kubitschek

## Ich sehe dich nicht

E.M. Forster: *Die Maschine steht still*, aus dem Englischen von Gregor Runge. Hamburg: Hoffmann und Campe 2016. 80 S., 15 €

Erstens ist dies ein außergewöhnlich schönes Büchlein, zweitens ein prophetisches. Dies reicht hin, um einen Makel wettzumachen: Der belletristische Wert dieser ungeheuerlichen Dystopie ist sekundär. *Die Maschine steht still* ist nicht gerade das, was man einen Pageturner nennt. Die kurze Geschichte ist überaus hölzern fabuliert. Eminent lesenswert ist Edward Morgan Forsters Erzählung also aufgrund ihrer prognostischen Strahlkraft.

Forster, 1879 in London geboren, ein heimlicher Homosexueller und bekennender Anti-Royalist, war seinerzeit eine anerkannte Größe im Literaturbetrieb der Insel. Was er hier (1909) erzählt, hat es in sich: Vashti lebt in ihrer unterirdischen Zimmerwabe. Eigentlich möchte sie einen Vortrag für ihre globale Gemeinde vorbereiten, da stört sie ein Anruf (eine Art Skype-Funktion; sie sieht ihren Gesprächspartner auf dem Bildschirm!) von Kuno. Er ist eines ihrer Kinder. Sie hat ihn seit seiner ordnungsgemäßen Verschickung an ein Kinderheim selten gesehen. »Pflichten, el-

terliche«, hieß es im Buch der MASCHINE, »enden mit der Geburt. § 422327483.« Vashti ist genervt. Sie war gerade »wiederholt gestört worden. Sie hatte abertausende Bekannte. In gewissen Bereichen konnte die menschliche Kommunikation erhebliche Fortschritte verzeichnen.« Vashti tippt »an den Lichtapparat« und herrscht den Sohn an: »Mach schnell!« Kuno zögert: »Obwohl ich auf dieser Scheibe etwas sehe, das dir ähnlich ist, sehe ich dich nicht.« Er möchte Aug in Aug mit seiner Mutter sprechen. Es sei dringend und nicht für Mithörer gedacht: »Durch die MASCHINE erfährst du kein Wort von mir.« Kuno ist einer jener wenigen, die der »Maschine« mißtrauen. Die ganze Menschenwelt betet sie an – spielt sich doch das gesamte Leben auf der »optischen Scheibe« als dem Organ des omnipräsenten, unpersonalen Machthabers ab. Kuno ahnt, daß es ein Ende haben wird mit der »Maschine« und dem ebenso verehrten »Korrekturapparat«.

Draußen sollen noch echte Menschen leben! Sie »verbergen sich im Nebel und im Farn, bis unsere Kultur zum Stillstand kommt.« Was hingegen ein Gerücht sein könnte.

Ellen Kositzka

## Gewaltleben

Michail Ossorgin: *Zeugen der Zeit*, aus dem Russischen von Ursula Keller unter Mitarbeit von Natalja Sharandak, Berlin: Die Andere Bibliothek 2016. 552 S., 42 €

Einer interessiert sich für die jüngere russische Geschichte. Einer liebt fesselnde Erzählungen. Ein anderer hat sich durch mangelhafte Übersetzung abschrecken lassen von »den Russen«. An alle drei Lesetypen: Lest! Ossorgin! Der vorliegende Band beinhaltet zwei Bücher. Einmal *Zeuge der Geschichte*, dann das *Buch vom Ende*. Es sind zwei Kapitel einer Geschichte, sie umfassen den

Zeitraum von 1905 bis 1917. Noch vor der Geschichte muß man zweierlei hervorheben, erstens, wirklich, die Übersetzungsleistung. Die darf in diesem Fall nicht unter »nebenbei« rangieren, sie ist in der Tat großartig. Ursula Keller und Natalja Sharandak haben es vollbracht, aus den russischen Vorlagen (von 1932 und 1935) hervorragend lesbare Texte zu schaffen, die fulminant vom russischen Gestern ins europäische Heute navigieren. Man kann das direkt schlürfen, man vergißt lesend die Zeit! Zweitens, ein Lob für die Buchgestaltung. Wie schön der Satz, das Vorsatzpapier, der Umschlag! Und wer noch Fragen hätte zum Romaninhalt im Detail: Vierzig Seiten »Anmerkungen« (Wer ist ein »Oktobrist«? Was meint »Expropriation«?) klären auf; zusätzlich beschreibt ein Nachwort aus der Feder Ursula Kellers die profunden Hintergründe.

Was wird hier gespielt? Ein Schlüsselroman, dessen Verschlüsselungscode heute einerlei ist. Die Protagonisten heißen Natascha (historisches Vorbild: Natalja Klimowa, Tochter der ersten Ärztin Rußlands und Mitglied des radikalen Flügels der Sozialrevolutionären Partei) und Vater Jakow, der Pope (Vorbild: der Publizist Jakow Wassiljewitsch Schestakow, Märtyrer der russisch-orthodoxen Kirche). Letzterer ist der »Zeuge der Zeit«, eine Art vorzeitlicher Forrest Gump. Der Zufall – nein, das Schicksal! – will es, daß dieser reisende Pope stets dort im großen russischen Reich zugegen ist, wo historische Knotenpunkte geknüpft werden. Wir, als Leser, erfahren an keiner Stelle genau, welcher Geist die vorrevolutionäre Terrorgruppe um Natascha beflügelt. Welche Forderungen sie an das herrschende System haben – es bleibt nebulös. Nur das: Die jungen Leute brennen! Und

wie! Sie sind Prototypen des fanatischen Selbstmordattentäters *avant la lettre*. Natascha und Olen (eigentlich Michail Sokolov, sechsundzwanzigjährig zum Tod verurteilt) sind, nietzscheanisch beeinflusst, die charismatischen »blonden Bestien« unter den ultralinken Zareneegner. Ihr Leben, im



Untergrund mit Tarnexistenzen, im Gefängnis, für Natascha (1885–1918) dann im bohemienhaften Exil in Paris und Italien, dient einzig der »Bewegung«. Natascha zu Olen: »Was heißt denn Recht? Hier geht es nicht um Recht, sondern um ein Naturgesetz. Es

gibt kein Leben ohne Gewalt. Man macht einen Schritt und zertritt einen kleinen Käfer. Es ist kein Recht, die Welt ist so. Gewalt ist etwas Natürliches und Unabdingbares.« Olen: »Aber wir sagen doch, wir kämpfen gegen Gewalt im Namen der Freiheit.« Natascha: »Ja, aber gegen die Gewalt der anderen und für unsere Freiheit. Alle kämpfen. So muß es auch sein.« Der Erzähler hingegen weiß: Natascha »verstand kaum den Sinn dieser Begriffe. Von Natur aus war sie von schlichtem Verstand. Aber ihr Glaube war aufrichtig und echt.« Dieser numinose Glaube an die gute, gerechte Sache, er trägt sie bedingungslos durch die blutigen Zeiten. Am Ende, man kann es kaum glauben, findet Natascha ihre Bestimmung: Mutterschaft. Michail Ossorgin, Landadel, war seit 1904 Mitglied der Sozialrevolutionären Partei. Er gewährte Geheimtreffen in seiner Wohnung und mußte beizeiten emigrieren. In Italien hatte er engen Kontakt zu den Futuristen, wurde Freimaurer und engagierte sich ab 1917 antibolschewistisch. Sein 2015 wiederentdeckter Roman *Eine Straße in Moskau* (1928) wurde furios gefeiert. Die beiden nun vorgelegten Nachfolger dürften zum Kanon des Gelesenhabenmüssens zählen.

Ellen Kositzka

## Mysterium aequitatis

Igor R. Schafarewitsch: *Der Todestrieb in der Geschichte. Erscheinungsformen des Sozialismus*, Grevenbroich: Lichtschlag 2016. 472 S., 24,90 €

Wenn jemand das Unglück hat, ein politisches Großexperiment als menschliches Versuchskaninchen ungefragt durchmachen zu müssen, kann er sich auf zweierlei Weise dazu verhalten. Er kann dem Gesamtbau der Versuchsanlage einen quasiaelementaren Charakter zumessen. Dann wird er all ihre Unstimmigkeiten »sehen ohne zu sehen«, wodurch er vorbehaltlos in der Anpassung seiner selbst an die alltäglichen Erfordernisse der Kulissenwelt verwegener Sozialingenieure aufzugehen vermag. Er kann andererseits die Webfehler nicht nur wahrnehmen, sondern über sie auch ins Nachdenken geraten. Wenn sich zu einer solchen unbeirrbareren Wahrnehmung noch der messerscharfe Verstand eines reich begabten Geistes gesellt, kommt dabei ein einzigartiges Buch wie Igor R. Schafarewitschs *Der Todestrieb in der Geschichte* heraus. Anders als der Titel es vermuten ließe, wildert hier kein Schwatzfachwissenschaftler auf psychoanalytischem Terrain. Vielmehr präsentiert hier ein Gelehrter alten Schlages das Ergebnis seines jahrelangen Nachdenkens und Diskutierens über die Frage: Was ist hier eigentlich los? Als brillanter Mathematiker, der früh Bahnbrechendes in seiner Disziplin geleistet hat, ging Schafarewitsch (Jahrgang 1923) bei der Suche nach einer befriedigenden Antwort äußerst gründlich vor. Seine profunden historischen Kenntnisse, seine Belesenheit und sein literarisches Talent ermöglichten es ihm, ein als Aufsatz konzipiertes Thesenpapier zu einem umfangreichen Buch zu erweitern,



das seinen Leser von der ersten bis zur letzten Seite in den Bann schlägt. In den ersten Abschnitten spannt Schafarewitsch den Bogen seiner Betrachtung über gut 4000 Jahre Menschheitsgeschichte. Sozialistische Lehren in Gestalt der mittelalterlichen Ketzerbewegungen, neuzeitlichen Utopien und des Aufklärertums stellt er ebenso ausführlich vor wie den Sozialismus als Praxis gesellschaftlichen Zusammenlebens, wie er im Staatssklaventum zentralistischer Reiche für Jahrtausende im Alten Orient und im vorkolumbianischen Amerika bestanden hat – ein wahrlich globaler Maßstab! Im dritten Abschnitt arbeitet Schafarewitsch in bester russischer Tradition des nüchternen wie radikalen Zuendedenkens aus den öffentlichen wie privaten Äußerungen von Ideologen, Predigern und Revolutionären des politischen Sozialismus vier Grundzüge des Sozialismus heraus: die Aufhebung von Privateigentum, Familie, Religion und gesellschaftlicher Unterschiede. Er legt dabei stimmig dar, daß diese Bestrebungen von einem Grundprinzip, der Herstellung von Gleichheit, abgeleitet sind. Schafarewitsch zufolge zielt der Sozialismus in all seinen Erscheinungsformen und Maßnahmen auf die Uniformierung ab, auf die Schräubchenwerdung des Einzelnen in der Staatsapparatur. Einer Erklärung bedarf jedoch die Attraktivität von Lehren, die auf die letztliche Vernichtung des Menschen abzielen. Schafarewitsch kann sich dieses Rätsel nur damit erklären, daß er in den sozialistischen Bestrebungen Einzelner wie ganzer Gesellschaften Manifestationen einer beständigen historischen Elementarkraft sieht, eine Art immanenten Trieb im Menschen, der unbewußt nach Befriedigung drängt und auf jedes Hindernis mit gesteigertem Appetenzverhalten reagiert. Hier

verbirgt sich Schafarewitschs wohl verstörendster Befund, der dazu angetan ist, beide Grunddogmen der Gegenwart, den naiven Fortschrittsglauben und das Axiom von der ewigen Wiederkehr des Gleichen, zu erschüttern. Der zerstörerische Siegeszug jener wütend-regressiven Reaktion auf das freiheitliche Denken und seine Lebensordnung, der spätestens seit 1917 weltweit in der Wiedererrichtung des Staatssklaventums gipfelt, zeigt, daß eine Errungenschaft wie die Entstehung der Lehre von der Würde und dem Wert des Einzelnen und seiner freien Entfaltung keineswegs spontan oder naturnotwendig auftauchen, sondern einmalige, zerbrechliche schöpferische Leistungen des menschlichen Geistes sind. Den einzigen Ausweg aus der menschenmörderischen Regression in den Sozialismus bietet daher nicht das Abwarten der nächsten Raddrehung oder eines hoffentlich baldigen Pendelschwungs, sondern der Willensakt des Einzelnen, dagegenzuhalten (und sei's umständehalber auch nur innerlich).

Einerlei, wie weit man Schafarewitsch in seinen vielschichtigen Überlegungen folgen kann und mag, die Beschäftigung mit seinen Gedankengängen lohnt sich schon wegen des umfangreichen Materials an Fakten. Deshalb ist es erfreulich, daß der Lichtschlag Verlag dieses Buch einer interessierten Leserschaft wieder zugänglich gemacht hat. In seinem kundigen Vorwort bietet Dimitrios Kisoudis eine Fülle von Angaben zu Leben, Denken und Wirken Schafarewitschs, die zum tieferen Verständnis seiner Auseinandersetzung mit dem Sozialismus beitragen und helfen, den Wert seines »Todestriebes in der Geschichte« zu ermessen. Gut vierzig Jahre nach seinem Entstehen unter Samisdatbedingungen ist die Bedeutung dieser radikalen Analyse ungeboren – zumal die Weltgeschichte nach ihrem lautverkündeten Ende inzwischen spürbar an Fahrt gewonnen hat.

Sophia Gatzmaga

## Steht auf gegen Unity!

Michaela Karl: »*Ich blät-  
terte gerade in der Vogue, da  
sprach mich der Führer an.*«  
*Unity Mitford. Eine Biogra-  
phie*, Hamburg: Hoffmann  
und Campe 2016, 400 S., 22 €

Ein paar Gemeinsamkeiten zwischen Eva Braun und Unity Mitford: Beide waren blutjunge Frauen, blonde Schönheiten, als Hitlers Stern zu steigen begann. Beide starben mit 33 Jahren. Beide verehrten Hitler grenzenlos, beide hatten engsten Kontakt zu ihm. Die Braun ehelichte Hitler kurz vor Ultimo, die Mitford hatte den vielbeschäftigten Politiker zwischen 1933 und 1939 140 mal getroffen. Zu den Unterschieden: Eva Brauns Leben gibt wenig her, jegliche »Filmreife« verdankt es dem Objekt ihrer Zuneigung, Adolf Hitler. Unity Mitford hingegen, ihre ganze unkonventionelle Familie, diese Punk-Attitüde *avant la lettre!* Man könnte glatt einen Abenteuerfilm daraus basteln, und die Hitler-Episode wäre nur das Sahnehäubchen. (Bewegung, Bewegung! »The Führer was heavenly«, *Session 55*, 2013.) Als die Historikerin Heike Görtemaker 2010 ihre Eva-Braun-Biographie (*Leben mit Hitler, Session 36*, 2010) veröffentlicht hatte, erfuhr das Buch in aller kürzester Zeit fünf Auflagen. Kein Wunder, H. geht immer. Dabei hatte Görtemaker weitestgehend das zusammengetragen, was längst veröffentlicht war.

Mit Michaela Karls (Jahrgang 1971, Historikerin und Politikwissenschaftlerin) Unity Mitford-Biographie verhält es sich ähnlich. Wer bereits ein wenig eingelesen ist in den Lebenslauf dieses exzentrischen Weibs, sieht sich hier Altbekanntem gegenüber. Und weil die familiären Zusammenhänge – Unity, genauer: Unity Valkyrie, später, nach längerem Deutschlandaufenthalt als »Unity Walküre« firmierend, hatte fünf Schwestern und einen Bruder, Schwester Jessica machte als Kommunistin Furore, Nancy reüssierte als er-

folgreiche Romanautorin, Diana ehelichte den britischen Faschistenführer Oswald Mosley etc. – derart fulminant sind, findet die Hauptperson, Unity, erst ab Seite 143 überhaupt fortlaufend Erwähnung! Jedoch: Macht gar nichts. Die Autorin versteht ihr Handwerk. Das hier ist Geschichtsschreibung und ein Boulevardroman zugleich, der Titel weist auf letzteres hin: Dieses vorgebliche Zitat ist ein zusammengeschnittenes Verkaufsdokument. Kaum nötig, denn Fräulein Mitford, von ihren skurrilen Eltern 1913 in einem kanadischen Nest namens Swastika gezeugt, weist in ihrem kurzen Leben mehr Spleens und Abenteuer auf, als in die turbulenteste Fernsehserie passen würden.

Sie war mit Churchill, G. B. Shaw und der Brauereidynastie Guinness verwandt oder verschwägert, sie nahm ihre Ratte und ihre Blindschleiche zu Bällen der *High Society* mit, sie flog von der Schule, böse Zungen bezichtigten sie eines ausschweifenden Sexuallebens. Nachdem Unity als Neunzehnjährige nach Deutschland gezogen war, wurde sie rasch Dauergast in den innersten Zirkeln der NSDAP. Sie ging im Hause Goebbels ein und aus, mochte Julius Streicher, Ernst »Putzi« Hanfstaengl war über Jahre ihr bester Freund. Unity war irre, aber nicht dumm: Bald beherrschte sie fließend Deutsch (mit breitem bayrischem Akzent), nahm Gesangsunterricht und ließ sich von einem Professor in höherer Mathematik unterweisen. Vor allem verehrte sie Hitler maßlos. Sie ging (wie auch sämtliche Familienmitglieder auf Besuch) nicht nur regelmäßig mit ihm essen, sie begleitete ihn zur Olympiade 1936, zu den Bayreuther Festspielen, zum Turnfest nach Breslau und zu mehreren Frankentagen, wo sie auch sprach. Die Deutschen reagierten frene-

tisch: »Heil Miss! Heil England!« Ob Unity wirklich eine Einflußgröße war, bleibt dahingestellt. Hitlers Anglophilie mochte durch die »nordische Schönheit« (Paul Schultze-Naumburg) zusätzlichen Schub erhalten haben. Fest steht, daß Churchill mit ihr diskutierte (nachdem sie behauptet hatte, die Österreicher wollten dringend »heim ins Reich«) und daß von britischer Seite versucht wurde, über Unity auf die deutsche Politik einzuwirken. Interessant ist, was Karl in bezug auf Unitys angeblichen Selbstmordversuch am 3. September 1939 (eine Kugel blieb in ihrem Kopf

stecken, das Fräulein war seither behindert und verstarb 1948 an den Spätfolgen) zutage fördert. Sie hat sämtliche im Bayrischen Staatsarchiv lagernden Verhörprotokolle zu jenem Fall durchgearbeitet und erinnert außerdem an eine späte (1981) Zeugenaussage des Historikers (und Antaios-Autors!) Hannsjoachim W. Koch, der berichtete, wie er und seine Familie damals von der Gestapo eingeschüchtert wurden. Die Autorin hält es für möglich, daß wichtige Kreise (die Namen Ribbentrop und Heß fallen) an einer Liquidierung der »englischen Einflüstererin« interessiert waren. Ulkig ist das Fazit, mit dem diese Arbeit schließt: »Das Böse ist wandelbar und Unity Mitford ein gutes Beispiel dafür, wie sympathisch, humorvoll und hübsch es anmuten kann. Sie war das schöne Gesicht des Faschismus, ihre Geschichte zeigt, daß schreckliche Worte auch aus einem chanelrot geschminkten Mund kommen können.« Unser heutiges Problem seien »die vielen (...) Unity Mitfords, die uns tagtäglich freundlich lächelnd begegnen. Ihnen gegenüber gilt es, unsere zivilgesellschaftlichen Werte zu verteidigen (...). Wir müssen aufstehen gegen sie.«

Ellen Kositzka



## Warum die liberale Afrika-Politik scheitert

Asfa-Wossen Asserate: *Die neue Völkerwanderung. Wer Europa bewahren will, muss Afrika retten*, Berlin: Propyläen 2016. 224 S., 20 €

1974 stellte der äthiopische Prinz Asfa-Wossen Asserate einen Asylantrag in Deutschland. Während eines Studienaufenthaltes in Frankfurt a. M. wurde sein Vater in Addis Abeba ermordet, und die Kommunisten rissen gewaltsam die Macht an sich. Asserate wurde so zum Flüchtling. Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, warum er den Migranten der letzten Jahre mit viel Empathie gegenübertritt. Er kenne »keinen Afrikaner, der seine Familie, seine Freunde, seine vertraute Umgebung verlassen hat, nur weil er denkt, er könne anderswo mehr verdienen«, so Asserate. Es gehe vielmehr um die »nackte Existenz«, weshalb er eine Asylpolitik nach australischem Vorbild als menschenverachtend einstuft und der Angela Merkel des Jahres 2015 den Rücken stärkt. Hier nun Naivität anzuprangern, lohnt sich nicht, denn Asserate geht es um genau die richtige Frage. Er ist sich sicher, daß der Höhepunkt der Fluchtbewegungen aus Afrika noch nicht erreicht ist und Europa trotz aller halbherzigen Abschottungsversuche in den nächsten Jahrzehnten tatsächlich eine gewaltsame Invasion erleben könnte, wenn es jetzt nicht zu geeigneten, langfristigen Maßnahmen greift. Die Beendigung des Landraubes (*Land grabbing*), der finanziellen Unterstützung gescheiterter Staaten sowie der Überflutung Afrikas mit subventionierten Agrarprodukten ist deshalb in unserem eigenen Interesse. Solange die Produktion von einem Kilogramm Geflügelfleisch in Westafrika mehr als doppelt so viel kostet als die mit Steuern

finanzierten EU-Billigexporte, kann die dortige Wirtschaft selbst dann nicht auf die Beine kommen, wenn sie aus eigener Kraft dazu in der Lage wäre. Asserate benennt in seinem Buch kurz und knapp die größten Fehler der westlichen Afrika-Politik. Daß Entwicklungshilfe zu einer Souveränitätsrendite führt, ein Reichtum an Ressourcen auch ein Fluch sein kann und Afrika auf die vielfach schon vorhandene Eigeninitiative selbstbewusster Männer und Frauen bauen muß, ist keine Neuigkeit. Erstaunlicherweise herrscht darüber bei nahezu allen Experten von Jean Ziegler über Paul Collier bis hin zu Volker Seitz weitgehende Einigkeit. Es mangelt nicht an Erkenntnissen über Afrika.

Woran es hapert, ist die politische Umsetzung, bei der sich beispielsweise China viel unkomplizierter und effektiver anstellt. Seit Jahren weitet das Reich der Mitte sein geökonomisches Engagement in Afrika aus. So erhalten etwa Unternehmen, die mindestens eine Million US-Dol-

lar für Direktinvestitionen ausgeben, eine hundertprozentige Staatsgarantie für dieses Geld. Währenddessen fällt Deutschland sowohl bei den Direktinvestitionen als auch beim Handel von Jahr zu Jahr zurück, ohne daß sich dafür die politischen Verantwortlichen interessieren würden. Dies den Deutschen ins Bewußtsein zu rufen, ist Aufgabe und Verdienst von Asfa-Wossen Asserate. Darüber hinaus müssen die wirklich heißen Eisen wie das Thema »Überbevölkerung und Geburtenkontrolle« andere anpacken. Denn auch das zählt zu Afrikas existentiellen Problemen: Die Europäer und europäisierten Afrikaner sprechen »zu nett« über den Schwarzen Kontinent und wollen alle Probleme mit liberalen Methoden lösen. So einfach wird es definitiv nicht ablaufen.

Felix Menzel

## Norbert Borrmann posthum

Norbert Borrmann: *Identität & Gedächtnis. Denkmäler und politische Architektur von 1800 bis zur Gegenwart*, Graz: Ares 2016, 216 S., 24,90 €

Im Mai verstarb der Kunsthistoriker Norbert Borrmann. Bekannt wurde er durch die Bücher »Kulturbolschewismus« oder »ewige Ordnung« (2009) und *Warum rechts?* (2011). *Sezession*-Lesern wird er durch seinen 2013 erschienenen *kaplaken*-Band *Die große Gleichschaltung. Vom Verschwinden der Vielfalt* ein Begriff sein. Der Aufsatz war das kulturhistorische Pendant zu Manfred Kleine-Hartlages Thesen zur »Neuen Weltordnung«. »Die Karten stehen schlecht«, schrieb Borrmann, Jahrgang 1953, damals pessimistisch. »Linker Egalitarismus, Wirtschaftsliberalismus und der Haß der Meinungsmacher auf das genuin Eigene, Deutsche, scheinen nahezu allmächtig. Ein Kernproblem für den gegenwärtigen Abwehrkampf besteht zudem darin, daß viele Menschen heute in dem Wahn leben, es gebe ›Buntheit‹, ›Diversity‹ und ›Multikulti‹. Doch Universalismus und ungebremste Globalisierung bringen das Gegenteil: Monokultur und die große Gleichschaltung.«

Nun ist nach Borrmanns Tod sein letztes Buch erschienen. *Identität & Gedächtnis* widmet sich Denkmälern und politischer Architektur von 1800 bis zur Gegenwart. Das durchgehend bebilderte Buch dient vor allem dazu, Lesern die Denkmals- und Staatsarchitektur der letzten zweihundert Jahre anhand vorgestellter Beispiele nahe zu bringen. Auch hier spart Borrmann nicht mit kritischen Seitenhieben zur gegenwärtigen Lage. »War für das Dritte Reich ein amorali-scher Ästhetizismus kennzeichnend, so ist es für die BRD eine moralisierende Häßlichkeit«, schreibt er über die Staatsarchitektur nach 1945. Ausgehend von der von Borrmann als »globalisierte Monokultur«





und »Esperantoarchitektur« bezeichneten Bauhaus-Tradition, resultierten die Abrißorgien und die häufig als »demokratische Architektur« titulierte gläserne Staatsbauten aus dem Geist der Nachkriegszeit. Resultat dieses Geistes sind auch die gepflegten, sich stetig vermehrenden, teils monumentalen Gedenkstätten für NS-Opfer, denen gegenüber die häufig beschädigten und beschmierten Denkmale für die deutschen Kriegsoffer auffällig kontrastieren.

Claus Wolfschlag

## Wunder gibt es

Fritz Gerlich: *Therese Neumann von Konnersreuth*, Illertissen: Media Maria 2016. 352 S., 19,95 €

Der »aufgeklärte Mensch von heute« weiß, daß es sich bei Stigmata um psychopathologische Phänomene handelt, die sogar »milieubedingt« sein können. Der Mensch des Hochmittelalters, gleich ob es sich um Christen, Juden oder Mohammedaner handelte, war fasziniert von dem Gedanken einer übernatürlichen Existenz und suchte mit Akribie nach Erkenntniswegen, da sie ja zur Schöpfungsordnung gehörten. Der moderne Mensch hat nicht einmal davon eine historische Kenntnis, wie das Nachplappern der Lüge vom »finsteren Mittelalter« beweist. Für den typischen Deutschen fängt bekanntlich das Denken bei Kant an, den er zwar nicht gelesen hat, dafür aber um so inniger an ihn glaubt.

Fritz Gerlichs Buch, 1929 erstmals erschienen, enthält nichts Sensationelles und ist vor allem eines nicht: ein religiöses Erbauungsbuch. Viel eher könnte man es für einen Kriminalroman halten, wenn es nicht auf Tatsachen beruhte. Gerlich, aufgewachsen in einem calvinistisch geprägten Elternhaus, publizierte neben

seiner Tätigkeit im bayerischen Archivdienst in deutsch-völkischen Blättern und avancierte schließlich zum Hauptschriftleiter der *Münchener Neuesten Nachrichten*. Vom Deutschen Nationalen wurde er alsbald zum Gegner des Nationalsozialismus, dessen Totalitarismus ihn abstieß. 1927 hörte Gerlich von Therese Neumann und beschloß, sie als Betrügerin zu entlarven. Er absolvierte wochenlange Besuche in Konnersreuth, um die Mystikerin, eine Bauernmagd, die seit ihrem 20. Lebensjahr bettlägerig und von diversen Krankheiten bis zur völligen Blindheit geplagt war, zu beobachten. Von ihrer Blindheit wurde Therese 1923 geheilt, am Tag der Seligsprechung der Theresa von Lisieux. Am Tag der Seligsprechung ihrer Namenspatronin 1925 verschwand auch ihre Lähmung. Gerlich besuchte sie erstmals 1927, als in der Fastenzeit Thereses Hände und Füße zu bluten begannen. Im Juli 1927 wurde sie auf Veranlassung des zuständigen bischöflichen Ordinariats von Medizinern einer zweiwöchigen Untersuchung unterzogen. Da sie seit Weihnachten 1922 keine feste Nahrung zu sich nahm und seit 1926 auch nichts Flüssiges, kolportierten linke Zeitungen und Teile der Ärzteschaft, es läge ein Fall von Hysterie mit bewußter oder unbewußter Täuschung vor.



Gerlich ließ sich davon nicht beeindruck-  
ken, zumal er Zeuge des Erscheinens der Stigmata war und auch bei den Visionen, während derer sie – die nur den Oberpfälzer Dialekt beherrschte –, aramäisch sprach, zugegen war. Er kam zu der Überzeugung, daß die übernatürlichen Vorgänge echt waren. Seine Konversion zum katholischen Glauben war daher konsequent. Bestärkt von Therese Neumann warnte er in seiner Zeitschrift *Der gerade Weg* vor Hitler. Seine Festnahme und Folterung in einem SA-Keller ließen nicht lange

auf sich warten. In der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli 1934 wurde er nach Dachau überstellt und dort erschossen. Das goldene Kreuz, daß Therese ihm zur Firmung geschenkt hatte, trug er um den Hals, den Rosenkranz in der Hand. Therese Neumann starb 1962 im Alter von 64 Jahren. Kardinal Gerhard Ludwig Müller eröffnete 2005 ihr Seligsprechungsverfahren.

Im Sühneleiden der Therese Neumann liegt indes nichts Geheimnisvolles, nichts, was das Denken übersteigen könnte, da alle Ereignisse sich in natürlichen und übernatürlichen Bereichen abspielten.

Werner Olles

## Papst emeritus

Benedikt XVI.: *Letzte Gespräche*. Mit Peter Seewald, München: Droemer 2016. 285 S., 19,99 €

Über 20 Jahre hat Peter Seewald Kardinal Ratzinger und den späteren Papst Benedikt XVI. publizistisch begleitet. Mit *Benedikt XVI. Letzte Gespräche* liegt nun ein Interview-Band vor, in dem der emeritierte Papst auf seine Kindheit und Jugend im Krieg, vor allem aber auf sein achtjähriges Pontifikat zurückblickt und freimütig seine Erinnerungen an die Ereignisse schildert, die die Welt, die Kirche und nicht zuletzt ihn, den – nach Lehre der katholischen Kirche – Stellvertreter Gottes auf Erden, bewegten.

Als Kardinal Ratzinger – von seinen medialen, politischen und innerkirchlichen Feinden jahrelang als »Panzerkardinal« geschmäht – 2005 zum 265. Papst der römisch-katholischen Kirche gewählt wurde, waren die Reaktionen zwiespältig. Zwar titelte *Bild* »Wir sind Papst«, doch die Deutsche Bischofskonferenz, deren theologische Weisheiten ohnehin ein religiöses Scandalon erstes Ranges sind, sah in dem »konservativen« Papst eine Gefahr. Tatsächlich waren seine ersten Amtshandlungen der Verzicht auf den Handkuß und

die Tiara, dem Zeichen weltlicher Macht, und die Abschaffung des Titels »Patriarch des Abendlandes«. Er verstand dies als »Entweltlichung«, und seine Klage auf dem Kreuzweg in Rom im März 2005 über den »vielen Schmutz in der Kirche« war ernstgemeint. Nicht im Mitglieder- sondern im Glaubensschwund und in der »Diktatur des Relativismus« sah er die größten Probleme. Die Haßkampagne führender deutscher Medien, als die Mißbrauchsfälle durch katholische Priester bekannt wurden, traf ihn tief. Mit schier unglaublicher Impertinenz wurde von einem



sich selber höher einschätzenden Bildungspöbel zum Gaudium grüner und linker Kirchenfeinde Kübel voll Häme über den Papst ausgegossen. Daß er es war, der die Aufklärung der Mißbrauchsfälle in Gang setzte und 400 Priester entließ, wurde kaum thematisiert. Als er die Bischöfe der Priesterbruderschaft St. Pius X. rehabilitierte – das Verbot der lateinischen Messe durch Paul VI. hatte er immer kritisiert und die Verarmung der Liturgie mit all ihren üblen Folgen beklagt – und die alte Messe offiziell wieder erlaubte, kam es erneut zu einem »Sturm der Entrüstung«, in den sogar die Bundeskanzlerin einstimmt, als bekannt wurde, daß Bischof Williamson in einem Interview mit dem schwedischen Fernsehen den Holocaust angezweifelt hatte. Was in dieser Kampagne an Bosheit, Perfidie und gedanklichen Sumpfbblasen zum Vorschein kam, überstieg alles Erwartbare. Der Papst wurde des Antisemitismus bezichtigt, obwohl er noch wenige Wochen zuvor zur »tiefen Solidarität mit der jüdischen Welt« aufgerufen hatte. Im Fernsehen traten Hand in Hand Moderatoren und Theologen auf, die die schauerlichsten Lügen verkündeten. Es war das Paradebeispiel für das Hervorbrechen ei-

nes blindwütigen Hasses aus einer moralisch pervertierten Gesellschaft, die sich brüstete, eine »freiheitliche« und »demokratische« zu sein. Wie sehr Benedikt unter diesen Vorgängen gelitten hat, kann man nur erahnen.

Seine Kritik am »etablierten und hochbezahlten Katholizismus in Deutschland«, den er eine »ungeistliche Bürokratie« nennt, seine Zweifel am Kirchensteuersystem und der Exkommunikation jener, die sie nicht zahlen, lassen einen Papst erkennen, der seinem Bischofsmotto »Mitarbeiter der Wahrheit« alle Ehre macht. Berührend auch sein Abschied als Papst, als er im Helikopter über die Stadt fliegt und die Glocken aller römischen Kirchen läuten. Es war dies keine Flucht vor dem Anspruch des Glaubens, wie ihm von notorischen Kirchenfeinden vorgeworfen wurde, sondern ein Eintritt in die »Stille des Schweigens« und die »Größe und Intensität der ganzen Kirche«. Der »einfache Arbeiter im Weinberg des Herrn« kehrte heim in die Liebe Christi.

Werner Olles

### Das Nilpferd reiten

Horst Bredekamp: *Der Behemoth. Metamorphosen des Anti-Leviathan* (= *Carl Schmitt-Vorlesungen*, Band 1), Berlin: Duncker & Humblot 2016. 117 S., 24.90 €

Mit Carl Schmitt, dem in Deutschland immer noch weithin verfeimten, läßt sich nach wie vor verlässlich Aufmerksamkeit erringen und damit Geld verdienen. Solange sich immer neue Generationen von in der spätbundesrepublikanischen »Scientific community« sozialisierten Nachwuchsdenunzianten an seiner Brillanz die Zähne ausbeißen, wird das auch so bleiben. Die mit dem vorliegenden schmalen Büchlein (preislich trotz opulenter Bebilderung sehr ambitioniert)

begonnene Schriftenreihe reitet auf der Bugwelle der anhaltenden Faszination und bietet in ihrem ersten Band eine Bild- und Deutungsgeschichte des Behemoth, also der dem Leviathan parallelisierten monströsen Nilpferd-Figur, die in der Bibel nur einmal, dafür aber ausführlich beschrieben wird (Hiob 40,15–24). Luther war sie sinnbildlich »die Gewalt und Macht des Teufels und seines Gesinds«; ob die Bibelstelle wirklich eine symbolische Lesung herausfordert, ist fraglich. Bredekamp folgt dem Gang der Interpretationen von Hobbes, der den Behemoth als die unkontrollierbare Gewalt des Bürgerkriegs im Gegensatz zur kontrollierten Gewalt staatlicher Souveränität (Leviathan) verstand, bis in die Gegenwart, wo jüngst (2014/2015) Filmregisseure das tellurische Monstrum nicht nur als Gegenmacht zum Meeresungeheuer Leviathan (Land gegen Meer) präsentierten, sondern auch als sich selbst zerstörendes Produkt der Implosion staatlicher Macht.

Mit dem Thema dieses bebilderten Essays hat der Autor sich schon mehrfach befaßt, die wesentlichen Gedanken (und Formulierungen) finden sich bereits u. a. in einem Aufsatz für die Zeitschrift *Leviathan* aus dem Jahr 2009, ohne daß dies aus dem bibliographischen Anhang deutlich würde. Für die vorliegende Fassung wurde der Text sichtlich aktualisiert und ausgeweitet. Der an Schmitts staatsrechtlichem Denken und dessen geistigem Umfeld interessierte Leser kann im entscheidenden vierten Kapitel (Fußnoten!) manchen nützlichen Hinweis finden. Anregend (erneut) zu lesen ist, wie Bredekamp herausarbeitet, daß Schmitt durch die Schlußvignette seines Buches *Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes* (1938) dessen Fazit gut versteckt ins Gegenteil verkehrte. Im übrigen, eher symbolhistorisch orientierten Text seien Hinweise auf den Antiimperialisten Thomas Blake und auf Steinfiguren an der Kathedrale

von Santiago de Compostela hervorgehoben. Diese thematischen Ellipsen zeigen jedoch nur, daß der Behemoth und seine Bezüge zu Schmitt allein selbst für eine so schmale Buchpublikation wenig ergiebig waren.

Es wird sich zeigen, ob die Reihe der *Carl-Schmitt-Vorlesungen* sich über künftige Jahre hinweg zum überflüssigen Regalmeterverbraucher oder zur substantiellen Bereicherung der Schmitt-Forschung entwickelt. Nach Bredekamps Bändchen ist noch alles möglich. Entscheidend wird der Mut der herausgebenden Carl-Schmitt-Gesellschaft sein, den behaglichen, ungefährlichen Bereich zu verlassen, den ihre Jahresgaben mit Themen wie »Carl Schmitt privat in Berlin. Adressen, Wohnungen, [sic!] und Gäste« vorgeben. Die Vorlesung des Jahres 2016 (Baberowski: »Die russische Revolution und die Ursprünge der souveränen Diktatur«) dürfte zumindest ein Ausweichen in die ungefährlichen Bereiche der Symbolkunde und Kulturgeschichte nicht mehr zulassen.

Konrad Gill

### Geht so: Kershaw

Ian Kershaw: *Höllenzur. Europa 1914 bis 1949*. Aus dem Englischen von Klaus Binder, Bernd Leineweber und Britta Schröder, München: Deutsche Verlags-Anstalt 2016. 764 S., 34,99 €

Wenn ein namhafter Historiker in fortgeschrittenen Jahren ein mutmaßliches Hauptwerk veröffentlicht, eine Art Summe bisheriger Erkenntnisse, propagiert der Verlag dieses rituell als Meisterwerk. Das ist auch im Fall von Ian Kershaw nicht anders, der besonders durch seine umfangreiche Hitler-Biographie (1998/2000) auf sich aufmerksam gemacht hat. In manchen Zunftkreisen gilt er seither als eine Art Säulenheiliger.

Betrachtet man den nun vorliegenden ersten Teil der auf zwei Bände angelegten Studie, so ist

wenig Panegyrik angebracht. Die narrativen Fähigkeiten des Sheffielder Emeritus sollten keineswegs geringgeschätzt werden. Auch der Fachkundige kann von der detailreichen Abhandlung einiges lernen. Sie ist in erster Linie traditionell politikgeschichtlich angelegt. Die Kulturgeschichte spielt am Rande eine Rolle, sozialhistorische Erörterungen fehlen fast völlig, was nur eingeschränkt von Nachteil ist. Beispiele von persönlichen Schicksalen helfen den Text auf.

Die Verdienste des Autors ändern wenig daran, daß der Duktus der Schrift unausgegoren ist. Bereits die Perspektive Kershaws von den zwei Halbzweiten des 20. Jahrhunderts ist zu pauschal. Zwar gab es nach 1950 in Europa, trotz der Verbrechen in Ex-Jugoslawien, keinerlei genozidale Vorfälle mehr. Aber das Ringen zwischen Diktaturen und Demokratien, ein roter Faden des Verfassers, endete erst 1989, so sehr sich auch der osteuropäische Kommunismus in seiner späteren Phase vom Großtotalitarismus stalinistischer Prägung unterscheidet. Nur das westliche Europa ging nach 1949, als die pluralistisch-demokratische Ordnung anhub, einer besseren Zukunft entgegen. Die Einführung des Buches erzählt explizit von Europas Selbstzerstörung, die 1914 eingesetzt habe. Diese Sicht ist nicht falsch, aber doch zu grobschlächtig. Seit den 1930er Jahren wurde dieser Destruktionsprozeß nämlich keineswegs von »Europa«, sondern vornehmlich von Deutschland und der Sowjetunion vorangetrieben. Beide Mächte standen sich erstmals im Spanischen Bürgerkrieg gegenüber. Diese Auseinandersetzung erhält breiten Raum.

Es ist Kershaw zuzubilligen, daß er trotz einer linken und linksliberalen Optik um ein einigermaßen ausgeglichenes Urteil bemüht ist. Das kommt unter anderem in der

Bewertung der Person Papst Pius' XII. zum Ausdruck, weiterhin bei der Schilderung von Verbrechen an Deutschen in einigen osteuropäischen Ländern in der Schlußphase des Krieges und nach 1945. Angesichts der Mediokrität des ersten Teils hält sich die Vorfreude auf den zweiten in Grenzen.

Felix Dirsch

### Wider die Clerical correctness

Wilhelm Imkamp: *Geradeaus quergedacht*, Aachen: Bernardus 2016. 144 S., 11,80 €

Ein Geistlicher, der als »PR-Mann Gottes« tituiert wird (und sich das gern gefallen läßt), ein betont kecker Buchtitel, nämlich *Geradeaus quergedacht*: Was oder wen assoziieren wir damit? Klar, einen katholischen Populisten vom Schlage des spirituell beseelten Bestsellermönches Anselm Grün oder des »Rock my Soul«-Geistlichen Notker Wolf. Typen, die fraglos besser sind als ihre protestantischen Pendanten, aber ... Geschmackssache! Nun verhält es sich mit Prälat Wilhelm Imkamp deutlich anders. Imkamp, Jahrgang 1951, ist seit



1988 Wallfahrtsdirektor des bayrisch-schwäbischen Pilgerortes Maria Vesperbild, zudem ist er Konsultor der päpstlichen Selig- und Heiligsprechungskongregation. Sein nun vorliegendes Büchlein beinhaltet 37 Interviews (von 1988 bis 2015), die diverse

Presseleute mit Imkamp führten. Aber, Achtung: Dies ist alles andere als eine Buchbindersynthese! Es handelt sich hierbei um nahrhafteste Essenz, und zwar auch für alle, die a) mit ihrer Kirche ringen, b) den Austritt bereits erklärt haben, c) die katholische Kirche schon immer für einen verlogenen Zeitgeistverein erklärt haben. Imkamp liefert Substanz, und wie! Sogar in den

harmlos beüberschrifteten Gesprächen mit den ihm heimischen *Mittelschwäbischen Nachrichten* («Wie stehen sie zu guten Vorsätzen zum Jahreswechsel?», «Wieviel Luxus braucht der Mensch?«), erst recht in den anspruchsvollen Interviews mit Martin Mosebach und Lorenz Jäger – Imkamp, der druckreif spricht und souverän sowohl den Zeitgeist kennt als auch über die 2000jährige Kirchengeschichte verfügt, ist ein Glaubenslehrer erster Güte. Er sieht ganz klar die Misere: daß die katholische Kirche («Systemkatholizismus») in Deutschland, »gestreßt vom Gesinnungsteror vieler theologischer Aus-, Fort- und Weiterbildungsanstalten« heute mehr Abbild als »Sauerteig« der Gesellschaft ist. Die prominenten Vertreter dieser Kirche, diesem »selbstreferentiellen Leerlaufbetrieb«, »scheinen die Klarheit ebenso zu scheuen wie früher der Teufel das Weihwasser.« Nun haben wir es bei Imkamp dennoch mit einem völlig unaufgeregten Gottesmann zu tun – mehr mit einem Weisen als mit einem Erzürnten. Erhellend ist nicht zuletzt, mittels der hier abgedruckten Gespräche die heißen Diskussionen über 27 Jahre hinweg zu verfolgen. Wie Imkamp bereits 1988 (da zählte die durch ihn betreute Wallfahrtskirche 20000 abgelegte Beichten im Jahr!) die Selektion von Tatsachen in den Massenmedien auf's Korn nahm! Wie er sich den Fragen nach der Marienverehrung (typisches Klagegewib: »mich engt die Dominanz von Maria irgendwo ein«) und der Frauenordination im Zeitalter des katholischen Feminismus stellt! Wie der Prälat den Befindlichkeiten jener Leute begegnet, die sich (ob als praktizierende Homosexuelle, wiederverheiratete Geschiedene et cetera) »vor den Kopf gestoßen fühlen«: Auch Jesus habe die Leute vor den Kopf gestoßen, und wie! Hervorragend sind über die Jahre hinweg Imkamps Einlassungen zu den »Spießern«, zu jenen also, die krampfhaft um gesellschaftliche Akzeptanz

bemüht sind; er hat den Terminus der bejammernswerten »Clerical correctness« geprägt. Imkamp wird nicht müde, das nonkonformistische Potential des Katholischen zu bemühen: Wer »richtig katholisch« sei, sei niemals »intellektuell abgeschlafft«. Allein, weil er seinen Glauben dauernd verteidigen müsse! Wie geht all das: die Inquisition verteidigen, den Opfergedanken als anthropologisch »immer richtig« nennen, der Systemkirche ein Lavieren zwischen »pubertärem Übermut und präseniler Weinerlichkeit« zu attestieren – und trotz all diesem harten Tobak gütig und gnädig zu wirken? Imkamp kann es. Er pflegt weder Therapiejargon noch Zorngottessprache. Den hier versammelten Texten ist gemein, daß sie weder zu leicht oder betulich noch zu schwer oder zu theologisch-theoretisch sind. Sie sind eine Rüstung und ein Segen!

Ellen Kositzka

## Das Ende der Linken

Christian Baron: *Proleten, Pöbel, Parasiten. Warum die Linken die Arbeiter verachten*, Berlin: Das Neue Berlin 2016. 288 S., 12,99 €

Es ist nicht einfach, heutzutage links zu sein. Milieuinterne Sprachregelungen werden verschärft, Verhaltensweisen auf ihre politische Zulässigkeit geprüft, akademisches Geschwurbel exaltierter Zirkel absolut gesetzt, abweichende Meinungen sanktioniert. »Links« zu sein heißt heute: materiell saturiert ideologische Nischen konstruierter Minderheitenfelder zu beackern. Nur noch einzelne »umstrittene« Akteure der Linken sprechen an, was in Zeiten kapitalistischer Krisenpolitik interessieren müßte: Verteilungs- und Gerechtigkeitsfragen. Statt dessen werden breite Schichten der Gesellschaft von der akademisierten Linken für

ihre »regressiven« Ansichten und ihr »reaktionäres« Weltbild verspottet.

Christian Baron setzt hier an und sagt: Linkes Unterschichtenbashing ist so weitverbreitet wie gefährlich. Sein Buch *Proleten, Pöbel, Parasiten* ist dabei vor allem autobiogra-



phische Erzählung, garniert mit strategischen und politischen Kurzanalysen. Baron spricht mit Opfern des Kapitalismus, die in Sozialbudnen verrotten, während er als linker Aktivist auf Sze-neveranstaltungen erleben muß, wie ebenjene Schichten

ignoriert oder belächelt werden – von Leuten, die von sich selbst denken, besonders aufgeklärt und »links« zu denken. Was Baron kritisiert, ist Lebenswirklichkeit der typischen, eher antideutsch als antikapitalistisch ausgerichteten »Lifestyle-Antifa« dieser Tage, die mit Adorno-Zitaten gegen die Fußball-Euphorie der »Masse« polemisiert, aus behütetem Elternhaus stammt, abgehobene Szenecodes verwendet sowie in den eigenen Strukturen jene soziale Durchlässigkeit blockiert, die zumindest okkasionell für die gesamte Gesellschaft gefordert wird.

Der Einblick in linke Parallelwelten liest sich flüssig, überzeugend und – für Außenstehende – unterhaltsam. Unter dem Strich bleiben mehrere Erkenntnisse. Erstens wird deutlich, warum die heutige politische Linke – habituell, strategisch und inhaltlich – regelmäßig in Reih und Glied mit der herrschenden Klasse steht: Man hat, da die »großen Fragen« nicht mehr diskutiert werden, *grosso modo* ähnliche Ziele und teilt sich die Einflußsphären. Zweitens erweist sich der hier errungene Sieg auf gesellschafts- bzw. identitätspolitischen Feld als Pyrrhussieg, da die soziale Frage mit aller Härte in die Sphäre der Politik zurückkehrt und nun von »rechts« beachtet wird, während die Linke Nischendebat-

ten führt. Drittens wird spürbar, daß auch jene klügeren Köpfe von links, die sich den skizzierten Prozessen verweigern, selbst nur ein Symptom der grundlegenden Krise sind. Denn Baron fordert zwar ein fundamentales Umdenken und einen linken »Populismus« (geschult an Carl Schmitt und Chantal Mouffe), schießt aber gleichzeitig gegen Sahara Wagenknecht mit ebenjenen Argumenten, die von der *Jungle-World*-Linken gegen das Feigenblatt einer an den populären Klassen ausgegerichteten Linkspartei verwendet werden, etwa: Man kopiere die reaktionäre Rechte, wenn man eine realistische Zuwanderungspolitik fordere. Auch diese substantielle Ratlosigkeit ist kein Zufall. Denn Christian Baron ist nicht nur Wissenschaftler, sondern auch Redakteur bei der Tageszeitung *neues deutschland* (*nd*). Und ebenjenes *nd*, das sich ganz dem Projekt »RzG« (Rot-Rot-Grün) verschrieben hat, steht exemplarisch für den Kurs einer Anpassung an die bürgerliche Großstadtlinke mit Minderheitenfetisch bei Preisgabe der (meist ostdeutsch beheimateten) ehemaligen Stammklientel, die sich aus Arbeitern, prekär Beschäftigten und Opfern der Hartz-Reformen zusammensetzte. Auch Barons Analyse dürfte nicht helfen, die offene Flanke einer im Niedergang befindlichen Linken zu schließen.

Benedikt Kaiser

## Russische Seele

F. M. Dostojewski: *Rußland und die Welt. Politische Schriften*, Wien: Karolinger 2015. 212 S., 23 €

Erstmals seit langem ist mit dem vorliegenden Werk wieder eine Sammlung politischer Schriften Dostojewskis in einem Band verfügbar. Der große Russe bezog als Essayist immer wieder Stellung zu den

Themen des Tages ebenso wie zu Schicksalsfragen des russischen Volkes. Äußern sich Romanciers in dieser Form, hat der Leser – zumal der nachgeborene – zwischen banalen Peinlichkeiten und überraschender Gedankenklarheit alles zu erwarten. Dostojewskis politische Essays bewegen sich wohltemperiert in einem von beiden Extremen entfernten Bereich: Obwohl seinen Texten die Geistesgröße ihres Verfassers anzumerken ist, bleiben sie doch überwiegend zeitgebundene Zweckschriften. Die vom Herausgeber Martin Bertleff ausgewählten Texte stammen aus den produktivsten Jahren von Dostojewskis Essayistik, 1873 bis 1881, als er überwiegend im Selbst-



verlag die *Tagebücher eines Schriftstellers* veröffentlichte.

Es sind Einlassungen eines bereits gereiften Mannes, keine Frühschriften. Seine Phase politischen Stürmens und Drängens hatte Dostojewski bereits mit einem Todesurteil, einer Scheinexekution, vier Jahren im Straflager und erzwungenem Armeedienst bezahlt. Nicht mehr an sozialen Utopien richtet er sein Denken aus, sondern an Christus, nicht an der Nation als der Gemeinschaft der Gebildeten, sondern am einfachen Volk, das er als Träger einer besonderen, gerade auch religiösen, russischen Sendung begreift. Das Nachwort des Herausgebers führt in knapper Form exzellent in die Gedankenwelt und intellektuelle Bedeutung Dostojewskis ein. Für den heutigen Leser ist der Band in erster Linie zum Verständnis der russischen Weltsicht vor der Wende zum 19. Jahrhundert relevant. Dostojewskis Themen sind die Themen seiner Zeit, teils greift er dem Zeitgeist auch voraus: mit der Slawophilenbewegung, der Judenfrage sowie Rußlands Stellung im Konzert der Großmächte (und dem Verhältnis zum Deutschen Reich im besonderen) bedachte er vieles von

dem, was in den kommenden Jahrzehnten Europa in Atem halten sollte. Daß er daneben umständlich und weitschweifig besprach, was in kommenden Zeiten kaum mehr Bedeutung haben sollte (vom Streit zwischen »Westlern« und »Asiaten« bis zur bereits zu seiner Zeit anachronistisch anmutenden Verknüpfung konfessioneller mit außenpolitischen Fragen), gehört zur üblichen Tragik von Stellungnahmen zur Zeit.

Konrad Gill

## Verpaßte Chance

René Pletat: *Julius Evola im Zeitalter des Faschismus*, Neustadt/Orla: Arnshaugk 2016. 847 S., 42 €

Es gibt unterschiedliche Wege, den Traditionalisten und rechten Kritiker des Faschismus Julius Evola (1898–1974) zu lesen. Carlo Terracciano (1948–2005), ein italienischer Neoeurasier, versuchte in seiner 2007 auch auf deutsch vorgelegten Schrift *Revolte gegen die moderne Weltordnung* mit einigem Erfolg, *Die revolutionäre Aktualität des Werkes von Julius Evola* (so der Untertitel) herauszuschälen. Terracciano nutzte potentiell reaktivierbare Ansätze Evolas zu einer Fundierung eines rechten Anti-Globalismus.

René Pletat versucht nun, nicht einzelne Aspekte für heutige Metapolitik urbar zu machen, sondern eine allumfassende Biographie Evolas vorzulegen. Diese Chance zur Schließung einer Forschungslücke wurde überwiegend vertan. Fast 850 Seiten ohne Fuß- oder Endnoten, ohne Sach- oder Namensregister beherbergen teils bizarre Passagen, die einiges über die Lebensanschauung des Autors verraten, aber trotz angemessener Bebilderung und den ebenfalls vorhandenen lesenswerten Passagen zu wenig zur Werkbiographie Julius Evolas beitragen. So bleibt es wohl ein Buch für hartgesottene Evolianer.

Benedikt Kaiser

## Gewalt I

Als 2002 das Buch *Im Kessel. Erzählen von Stalingrad* des Hamburger Buchhändlers und Lektors Carl Schüddekopf (Jahrgang 1946) erschien, löste es kontroverse Reaktionen aus. Schüddekopf ließ ehemalige Soldaten der 6. Armee erzählen, wie sie eines größten Dramen des Zweiten Weltkriegs erlebten, nämlich die Einkesselung von über 250000 deutschen Soldaten im Winter 1942/43. 90000 gingen in die Gefangenschaft, nur 5000 kehrten zurück. Mancher fragte höhnisch: Was wollten die Typen überhaupt da? Oder umgekehrt: Gab es etwa nur einen Aggressor? Ralph Giordano, mit Sicherheit kein ausgewiesener Deutschenfreund, schrieb damals in einer Rezension: »Niemand, der sich ein mitfühlendes Herz bewahrt hat, kann den Befragten, damals sämtlich Jugendliche, Anteilnahme an ihrem Schicksal verweigern. Zu drastisch wird die Hölle an der Wolga beschrieben, zu authentisch klingt der persönliche Report.«



Nun hat der Berliner Verlag Ch. Links die Schilderungen der Überlebenden (die Schüddekopf in den neunziger Jahren befragte) im Originalton veröffentlicht. Die Schilderungen sind nicht nur in ihrer Grausamkeit beklemmend, sondern auch in ihrer Präzision. Sie vollziehen nach, wie die euphorische Stimmung in erbarungsloser Kälte gefriert, wie unter dem Kommando von Generaloberst Paulus Hunderte der eigenen, verwundeten Soldaten erschossen werden, wie Hunger und Ausgeliefertsein in Kannibalismus oder im Wahnsinn enden. Das Hörbuch *Im Kessel von Stalingrad. Ehemalige Soldaten der 6. Armee erzählen* wird als Audio-CD (13 €) im März erscheinen.

## Gewalt II

1899 veröffentlichte Joseph Conrad seine Erzählung von der Reise ins *Herz der Finsternis*. Zwei Interpretationen stehen sich bis heute gegenüber: Mal gilt das berühmte Buch als wertvolle Auseinandersetzung mit dem aufkeimenden Faschismus in Form des Imperialismus, mal

wird Conrad als *Bloody racist* gebrandmarkt. Der blutjunge Orson Welles wollte das Buch verfilmen, mit sich selbst in beiden Hauptrollen. Das war 1940, kurz vor seinem Durchbruch mit *Citizen Kane*. 1972 machten sich Klaus Kinski und Werner Herzog mit *Aguirre – Der Zorn Gottes* äußerst erfolgreich an die Buchvorlage, 1979 verlegte Francis Ford Coppola mit *Apocalypse Now* Conrads Kongo-Erzählung nach Vietnam. Nun ist Orson Welles' Drehbuch in einer Hörspielproduktion des WDR erschienen – als filmisches Hörspiel mit den prominenten Sprechern Ulrich Matthes, Sylvester Groth und Sandra Hüller. Das Hörbuch, zwei CDs mit 151 Min. Laufänge (16,99 €), ist soeben im Audio Verlag Berlin erschienen.

## Gewalt III

Wie man hört, haben deutsche Sportvereine mit teils drastischem Mitgliederschwund zu kämpfen. Immer weniger Eltern melden ihre Kinder zum Ballett oder Tennis an, und beispielsweise dem Deutschen Tischtennisverband kommen jährlich um die zehntausend Spieler abhanden. Liegt's nur an der Demographie? Wahrscheinlicher ist: Die jungen Leute wollen nicht mehr »nur spielen«! Was an Sportarten Zulauf erfährt, ist dies: Boxen (allein in den vergangenen fünf Jahren ein Anstieg von 65000 auf 73000 verbandsmäßig organisierte Mitglieder), Karate (von 108000 im Jahr 2002 auf 160000 2016), Taekwondo (mittlerweile 55000 Kämpfer). Auch nichtolympische Kampfkünste boomen; kaum ein Sportcenter ohne Kickbox-Sparte oder Verwandtes. Als effektiver Türstehersport gilt ferner die philippinische Kampfsportart Escrima (Hieb-, Stich- und Schnittwaffen einsetzend, aber auch mit Alltagsgegenständen wie Schlüssel oder Regenschirmen übend) oder der Dschungelnahkampf Arnis (mit Stöcken und Schwertern vorgehend), die von und für »FrauenLesben« entwickelte Technik des Wendo sowie – überaus populär – Krav Maga, eine israelische Nahkampftechnik, die von zionistischen Untergrundorganisationen eingesetzt wurde und seit 2008 sogar in der deutschen Bundeswehr im Rahmen des Einzelkämpferlehrgangs gelehrt wird. Interessant ist, daß das sanfte Judo mittlerweile als Mädchensportart gilt, hier sind zwischen 2002 und 2016 die Mitgliederzahlen von 276000 auf 150000 gefallen. Interessant zweitens: Die meisten Mitglieder mit den Merkmalen »männlich, zwischen 19 und 26 Jahren« haben die Boxvereine. Noch interessanter wäre nur zu erfahren, wie sich die einzelnen Mitgliederzahlen herkunftsmäßig zusammensetzen. Die Statistiken schweigen hierzu. Was man im eigenen Umfeld sagen kann: Gerätturnen und Reiten ist fest in deutscher Hand. ■

## Programm und Redaktion

*Sezession* ist eine politisch konservative Zeitschrift. Sie wird von Rechtsintellektuellen gemacht, die Redaktion hat ihren Sitz auf dem Rittergut Schnellroda in Sachsen-Anhalt.

*Sezession* bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechs Mal im Jahr auf jeweils 60 Seiten – drei Mal thematisch gebunden, drei Mal in einem offenen Heft.

*Sezession* wird vom Institut für Staatspolitik (IfS) herausgegeben und erscheint 2017 im fünfzehnten Jahrgang.

## Presse über uns

- ▶ eine »kluge Zeitschrift« (*Die Welt*)
- ▶ die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz« (*Tagesspiegel*)
- ▶ »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will« (*Junge Freiheit*)

## Ihr Abonnement

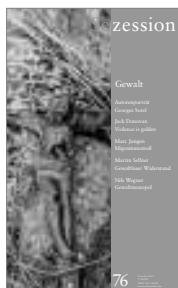
Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

- ▶ 50 € im Normalbezug,
- ▶ 35 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- ▶ 75 € im Förderabonnement,
- ▶ 60 € für Auslands-Abonnenten.

## Ihre Prämie 2017

Neuabonnenten erhalten als Prämie zwei Studien des Instituts für Staatspolitik (IfS) portofrei geliefert.

Sezession  
Rittergut Schnellroda  
06268 Steigra



**Heft 76 / Februar / 11 €**

Thema: »Gewalt«

60 Seiten, Beiträge u. a.:

*Autorenporträt*

*Georges Sorel*

Jack Donovan

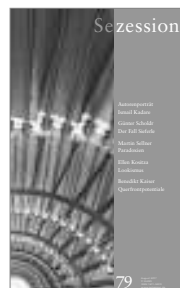
*Die harte Währung Gewalt*

Lutz Meyer

*Keine Gewalt! – ein Traum*

Marc Jongen

*Thymosspannung*



**Heft 79 / August / 11 €**

offenes Heft

68 Seiten, Beiträge u. a.:

*Autorenporträt*

*Erhart Kästner*

Philip Stein

*Wartburg 1817*

Lutz Meyer

*Sammeln – eine Leidenschaft*

Konrad Gill

*Luther – ein Gespräch*



**Heft 77 / April / 11 €**

offenes Heft

60 Seiten, Beiträge u. a.:

*Autorenporträt*

*Ismail Kadare*

Ellen Kositzka

*Lookist sein*

Erik Lehnert

*Typen des Widerstands*

Gábor Vona

*Kein rechts, kein links*



**Heft 80 / Oktober / 11 €**

Thema: »Vorwärts immer«

60 Seiten, Beiträge u. a.:

*Autorenporträt*

*Michel Houellebecq*

Stefan Scheil

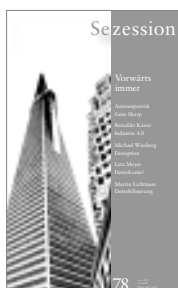
*Die Balfour-Deklaration*

Benedikt Kaiser

*Nationengengese*

Michael Wiesberg

*Disruption*



**Heft 78 / Juni / 11 €**

Thema: »Parteiherrschaft«

60 Seiten, Beiträge u. a.:

*Autorenporträt*

*Alexis de Tocqueville*

Wiggo Mann

*Soziologie des Parteigängers*

Felix Menzel

*An der Lostrommel*

Martin Lichtmesz

*Walden, Ungehorsam, Thoreau*



**Heft 81 / Dezember / 11 €**

offenes Heft

60 Seiten, Beiträge u. a.:

*Autorenporträt*

*Hans-Dietrich Sander*

Benedikt Kaiser

*Neues von der Querfront*

Olaf Meyer

*100 Jahre Brest-Litowsk*

*Briefe an*

*Alle und Keinen*

Gewalt ist immer auch ein Hilferuf.

(Claudia Roth)